

- J - HENNINGSEN -

# DEUTSCHE BRIEFE

SPRINGER-VERLAG  
BERLIN HEIDELBERG  
GMBH



**·J·HENNINGSEN·**  
**DEUTSCHE**  
**BRIEFE**

**MIT BUCHSCHMUCK VON  
HANS CHRISTIANSEN**

**ZWEITE AUFLAGE**

**SPRINGER-VERLAG  
BERLIN HEIDELBERG GMBH**

**ISBN 978-3-662-33705-9      ISBN 978-3-662-34103-2 (eBook)**  
**DOI 10.1007/978-3-662-34103-2**

**Softcover reprint of the hardcover 2nd edition**

## Vorwort.

Im Jahre 1889 erschien die „Geschichte des deutschen Briefes“ von Georg Steinhausen, die erste wissenschaftliche Arbeit über einen bisher völlig vernachlässigten Stoff. Das im Jahr 1901 erschienene Werk „Die Meister des deutschen Briefes“ von Klaiber und Lyon will vor allem die Eigenart der bedeutendsten deutschen Briefsteller ans Licht stellen. Das erste Werk ist also vorzugsweise für den Gelehrten, das zweite für den literarisch Gebildeten der Nation bestimmt.

Es erschien mir als eine dankbare Aufgabe, den Versuch zu machen, eine Auswahl solcher Briefe aus der reichen Fülle der deutschen Briefliteratur zu treffen, die auch für den schlichten Mann und für die Jugend von Interesse sein könnten. Zu dem Zwecke sind besonders solche Briefe gewählt, in denen Handlung vorhanden ist. Briefe, die nur Reflexionen enthalten, sind nicht aufgenommen. Und wenn auch nicht alles von der Jugend verstanden werden sollte, nun, so schadet es auch nicht. Manches Samenkorn ruht oft jahrelang schlummernd im Schoße des Bewußtseins, aber

hervorgerufen durch die wachsende Lebenserfahrung schlägt ihm doch endlich die Stunde der Auferstehung.

„Manches können wir nicht verstehen,  
lebt nur fort, es wird schon gehen“,

sagt Goethe.

Bei der Auswahl leitete mich ferner der Gedanke, dem Leser Einblicke zu gewähren in das Leben und in den Charakter bedeutender Menschen in den verschiedensten Zeiten und Verhältnissen.

Daß die Vertiefung in die Briefe hervorragender Menschen für den eigenen Briefstil nur von größtem Nutzen sein kann, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Den Herren Verlegern, die mir bereitwilligst die Aufnahme der einzelnen Briefe gestatteten, danke ich herzlich.

Johannes Henningsen.

## Inhalt.

	Seite
Vorgeschichte . . . . .	11
Entwicklung . . . . .	12
Rückschritt und neue Anläufe . . . . .	17
Weitere Entwicklung . . . . .	27
Höhepunkt . . . . .	33
Das 19. Jahrhundert . . . . .	58
a) Die Zeit der Befreiungskriege . . . . .	58
b) Die Zeit von 1815—1850 . . . . .	64
c) Die nachklassischen Meister . . . . .	98
d) Die Zeit des nationalen Aufschwungs . . . . .	132

## Personenverzeichnis.

Albrecht Achilles von Brandenburg . . . . .	12
Martin Luther . . . . .	13
Christian Fürchtegott Gellert . . . . .	18
Gotthold Ephraim Lessing . . . . .	28
Katharina Elisabeth Goethe, geb. Textor . . . . .	33
Karl Immermann . . . . .	35
Michael Beer . . . . .	35
Friedrich von Schiller . . . . .	36
Wolfgang von Goethe . . . . .	37
Charlotte von Schiller, geb. von Lengefeld . . . . .	50

	Seite
Johann Friedrich Cotta . . . . .	56
Theodor Körner . . . . .	58
Wilhelm Grimm . . . . .	64
Selig Mendelssohn . . . . .	66
Robert Schumann . . . . .	70
* * * (Dr. Wilhelm Häring) . . . . .	76
Adrian Ludwig Richter . . . . .	93
Friedrich Hebbel . . . . .	101
Richard Wagner . . . . .	109
Theodor Storm . . . . .	116
Eduard Mörike . . . . .	117
Gottfried Keller . . . . .	119
Marie Melos . . . . .	120
Klaus Groth . . . . .	123
Victoria Kronprinzessin von Preußen . . . . .	126
Fritz Reuter . . . . .	128
Fürst Otto von Bismarck . . . . .	133
Graf Helmuth von Moltke . . . . .	150
Kaiser Wilhelm I. . . . .	163
Heinrich Rindfleisch . . . . .	170
Max Erth . . . . .	184
Theodor Billroth . . . . .	204



# Deutsche Briefe

Für Schule und Haus

Herausgegeben

von

Johannes Henningsen





## Vorgeschichte.

Wenn es unseren Vorfahren, den alten Deutschen, ratsam erschien, einen befreundeten Stamm zur Teilnahme an einem Kriegszuge gegen einen gemeinsamen Feind aufzufordern, so wurde dieser Auftrag einem Boten anvertraut, der ihn mündlich ausrichtete. Mit scheuer Ehrfurcht betrachtete der Germane, der im Dienste der Römer als Bote einem Feldherrn eine Mitteilung überbrachte, die geheimnisvollen Zeichen, mit denen das Wachstäfelfchen oder die Papyrusrolle bedeckt waren. Aber bald verstanden auch die germanischen Fürsten diese Kunst der Mitteilung. Der römische Geschichtschreiber Tacitus berichtet uns von einem Briefe des Markomannenfürsten Marbod an den Kaiser Tiberius. Als der Germane von allen verlassen ist, fleht er den römischen Kaiser um einen Wohnsitz in Italien an. Derselbe Geschichtschreiber erzählt uns von einem Briefe, den Adgandester, der Fürst der Chatten, an den römischen Senat geschrieben habe. Adgandester verspricht in diesem Brief den Tod Hermanns, wenn man ihm zur Vollbringung des Mordes Gift schicken wolle. Diese Briefe waren in lateinischer Sprache geschrieben.

Das römische Weltreich war den Angriffen der Germanen erlegen, aber Rom war doch Siegerin geblieben, denn die Nachfolgerin des römischen Weltreiches war die römische Kirche. Sie wurde der Mittelpunkt alles geistigen

Lebens im Mittelalter, sie war die Trägerin aller Kultur. Die Kunst des Schreibens war beinahe ausschließlich den Geistlichen eigen. Wollte ein vornehmer Mann schriftliche Botschaft senden, so verfaßte ihm sein „Pfaffe“ den lateinischen Brief. Niemand dachte noch daran, einen deutschen Brief zu schreiben; ganz allmählich jedoch mischen sich deutsche Worte und Sätze mit den lateinischen.



## Entwicklung.

Erst am Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir plötzlich deutsche Briefe, die Briefe der deutschen Mystiker. Mystik ist die Vereinigung der menschlichen Seele mit Gott, dem Urgrund aller Dinge, und das Mittel der Vereinigung ist die Liebe. Die großen Mystiker, Meister Eckard und seine Schüler Suso und Johannes Tauler unterhalten einen ausgedehnten Briefwechsel in deutscher Sprache mit ihren Gesinnungsgenossen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wird auch der geschäftliche Briefverkehr allmählich in deutscher Sprache geführt, und nach und nach fängt man an, auch bei Privatbriefen sich der deutschen Sprache zu bedienen.

Besondere Beachtung verdienen im 15. Jahrhundert die Briefe des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg. Seine Schreibweise ist echt volkstümlich derb und voll Humor. Über seinen Sohn Johann, der in einer politischen Angelegenheit nicht glücklich gewesen ist, schreibt er an den Bischof von Lebus: „Hans ist den Sachen nach zu

jung zu handeln, uns wer lieber, er hätt dieweil Schwein gejagt — wie hat er sich da so weis bedünkt! Ist er doch sunst nit gar in Wißen!“ Über seinen Gesundheitszustand berichtet er seinem Sohn: „Wir sind gesund, als wir in zehen Jahren nie wurden, hintan gesetzt die Süß, daß wir nit bald laufen mögen, das macht das Podgegra in den Zehen. Doch haben wir den Getrauen, daß man spricht, wer die Krankheit hat, der leb lang und überkomm viel Gelds, des wären wir beedes notdorftig.“

Nicht minder interessant sind auch die uns noch erhaltenen Briefe seiner Gemahlin, der Kurfürstin Anna.

Der erste große Meister des deutschen Briefes ist Martin Luther. Er hat die Sprache des deutschen Volkes zu einem vollkommenen Ausdrucksmittel seiner Gedanken und Empfindungen gemacht. Wenn er vom Übersetzen sagt, man müsse nicht die Buchstaben fragen, wie man soll deutsch reden, sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt, und ihnen aufs Maul sehen, wie sie reden, so wendet er diese Art und Weise auch in seinen Briefen an. Er schreibt, wie er spricht, und darum sind seine Briefe natürlich, lebendig und volkstümlich.

Von Koburg aus schreibt er in den schweren Tagen des Jahres 1530 an seine Tischgenossen in Wittenberg:

Gnade und Friede in Christo Jesu, lieben Herren und Freunde! Ich hab Euer aller Schreiben empfangen und wie es allenthalben steht, vernommen. Auf daß Ihr wiederum vernehmet, wie es hier steht, füge ich Euch zu wissen, daß wir, nemlich ich, Magister Veit und Thyriakus nicht auf den Reichstag zu Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen anderen Reichstag gekommen.

Denn es ist ein Rubet\*) gleich vor unserem Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll, da keckt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange währen möge. Und möchte gerne wissen, ob auch solches Adels und reißigen Zeugs auch etliche noch bei Euch wären. Mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versammelt.

Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen; aber sonst schweben und schwänzen der Adel und die großen Haufen immer vor unseren Augen, nicht sehr köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle; denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entweichen können. Es sind große mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher hier Ritter werden und große Taten tun.

Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt anderen Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir

---

\*) Gesträuch.


sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunstecken gespießet wären.

Ich halte aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreien, die muß ich alle auf einem Haufen vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist und dafür zu kecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehört, denn sie hat dem April nicht trauen wollen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wird's vielleicht anders sein. Hiermit Gott befohlen und haltet wohl Haus.

Aus dem Reichstag der Malztürken,

den 28. April 1530.



Dem Deutschen ist von jeher die Familie und das Haus lieb und teuer gewesen. Als ein echter deutscher Hausvater tritt uns Luther in seinem berühmten Brief an sein vierjähriges Hänschen entgegen:

Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen. Ich sehe gern, daß Du wohl lernst und fleißig betest. Tue also mein Söhnchen und fahre fort; wenn ich heim komme, so will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschchen, Spillinge und Pflaumen, singen, spielen und sind fröhlich; haben

auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären?

Da sprach er: ‚Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.‘ Da sprach ich: ‚Lieber Mann, ich hab’ auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdchen reiten und mit diesen Kindern spielen?‘ Da sprach der Mann: ‚Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.‘

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten zum Tanzen zugerichtet; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Manne: ‚Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnchen Hänschen flugs schreiben, daß er fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen.‘ Da sprach der Mann: ‚Es soll ja sein, gehe hin und schreib ihm also.‘

Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet Ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit sei dem Allmächtigen befohlen und grüße Muhme Lenen und gib ihr einen Kuß von meinethwegen. Anno 1536. Dein lieber Vater Martinus Luther.“

## Rückschritt und neue Anläufe.

Nach Luther beginnt der deutsche Brief von seiner Höhe herabzuzinken; in den Kreisen der Gelehrten wird der lateinische Brief wieder vorherrschend.

Der unheilvolle Einfluß, den der fürchtbare Dreißigjährige Krieg auf unser Vaterland ausübte, zeigt sich auch in der Entwicklung der deutschen Sprache und des deutschen Briefes. Franzosen, Italiener, Spanier, Dänen und Schweden verwüsteten Deutschland. Sie zerrütteten nicht nur den Wohlstand des deutschen Volkes, sie verdarben auch seine Sprache; denn eine Sprachmengerei ohnegleichen trat ein. Ein schwerer Verlust war es für Deutschland, als im langersehnten Frieden zu Münster und Osnabrück das schöne Elsaß an Frankreich verloren ging, aber schlimmer noch war die geistige Herrschaft, die Frankreich jetzt über ganz Deutschland ausübte. Französische Sitten, Trachten und Moden, französische Sprache wurden bei uns vorherrschend. Der Ton des Briefes wird unwahr, phrasenhaft, schwülstig und geschraubt. Nur allmählich tritt eine Wendung zum Besseren ein.

Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt in den Briefen eine neue gebildete und natürliche Sprache zu herrschen. Im Jahre 1751 gibt der Dichter Christian Fürchtegott Gellert eine Sammlung wirklich geschriebener Briefe heraus, der er eine „praktische Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“ voranschickt. Gellerts Absicht war, „junge Leute und insonderheit das Frauenzimmer zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern und

ändern, wenn es möglich wäre, das Vorurteil zu benehmen, als ob unsere Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sei“. Gellert geht in seiner Abhandlung von dem Gedanken aus, daß der Brief die Stelle eines guten Gespräches vertreten solle. „Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht sowohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redete, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken anderer soweit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.“

Aus dem umfangreichen Briefwechsel Gellerts wählen wir zwei aus, die er an seine Freundin Erdmuth von Schönfeld, nachmals Gräfin Brunau von Dahlen, schreibt. Der erste Brief hat in der Briefliteratur den Namen Husarenbrief erhalten.



Leipzig, den 5. Dezember 1758.

Gnädiges Fräulein!

Ihr zweiter Leibmedikus, Herr Kadewach, hat mich versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären, einen Brief von mir zu lesen, und dieses ist mir schon genug, einen zu schreiben. Aber womit werde ich Sie unterhalten, gnädiges Fräulein? Mit Ihrer ausgestandnen Krankheit? Das wäre sehr grausam. Mit meinen Kollegiis? Das wäre noch grausamer. Nein, mein Brief soll ein kleines Kriegsdiarium aus dem schwarzen Brette enthalten; denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug sind, an meinen Schicksalen Anteil zu nehmen.



Den 18. November ließ sich ein Husarenleutnant von dem Gefolge des Generals Malakovsky sehr ungestüm bei mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es beegne dir auch, was da will. Sogleich trat ein hagerer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kotigen Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und sein Bart in etliche kleine geknüpft. Mit der linken Hand hielt er einen fürchterlichen Säbel und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche, mit Draht durchflochten. Was ist zu Ihrem Befehle, Herr Leutnant, fing ich mit Zittern an? Haben Sie Order, mich zu arretieren? Ich bin unschuldig. — Nein, mein Herr! Sie sind der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert? — Ja, ich bin Gellert. — Nun, es freut mich, Sie zu sehen und zu umarmen (o wie zitterte ich bei dieser Umarmung!). Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften; Sie haben mir in meinen Feldzügen viel Dienste getan, und ich komme, Ihnen zu danken und Sie meiner Freundschaft zu versichern. — Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Leutnant. (Mehr konnte ich vor Schrecken nicht aus mir hervorbringen.) Haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder. — Ja, das will ich gerne tun. Sagen Sie mir nur, wie Sie's anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher haben schreiben können? — Ob meine Bücher schön sind, Herr Leutnant, das weiß ich nicht; aber wie ich's mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdann setzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie und schrieb, was mir diese eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten. Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es

hin und wieder verbessern und es alsdann drucken lassen: so besserte ich und ließ es drucken. Dieses, Herr Leutnant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen. — Nun, das will ich mir merken, versetzte er. Ich habe oft Lust und Zeit zum Schreiben, und sobald die verteuflten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen. Jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Schatulle, Herr Professor; lesen Sie sich also einen aus. Diese hier sind von einem Kosaken-Obersten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und diese da von der Frau eines russischen Offiziers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte. — Es lief mir bei diesem Präsent eiskalt über den Leib. Das sei ferne, daß ich Ihnen einen Teil Ihrer Beute entziehen sollte. Nein, lieber Herr Leutnant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten. — — Aber Sie müssen ein Andenken von mir annehmen, Herr Professor. Gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind siberische. Und diese Peitsche, das ist eine Knute. Beides ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, türkisches, tatarisches; es steht bei Eulenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken; ein Wort ein Mann! Der Soldat hat nichts Kostbareres als Beute, mit seinem Blute erfochten. Warum gefallen Ihnen diese Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr. — Hier nahm ich ihn bei der Hand und führte ihn an meine Bücherschränke. Dieses ist mein Gewehr, Herr Leutnant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum und kaum; denn einen Teil verstehe ich nicht, den anderen brauche ich selten, und den dritten könnte ich zur Not entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? — Ja, geben Sie mir Ihre Trostgründe wider ein sieches Leben, wenn ich etwan noch von

den Russen blessiret würde; denn ach, die Russen, das ist ein schreckliches Volk! Sie stehen wie Berge so fest, und man arbeitet sich müde und tot, ehe man sie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzählen; aber zu meinem Glücke schlug es; meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husarenleutnant, daß ich ein Kollegium hätte. Er bot mir noch einmal sein Gewehr an, umarmte mich herzlich, war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besah meinen Katheder, wünschte mir viel Gutes und ging mit seinen Pistolen und seiner Knutpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen anderen Kameraden besetzt hielt, abnahm. Peter! rief der Leutnant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfin\*) geschrieben hat. Peter sah mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze und lächelte mir seinen wilden Beifall zu. Die anderen Husaren bückten sich auch sehr tief; und unter diesen Umständen begleitete ich den Leutnant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bei dem General Malakowsky auf irgend eine Weise dienen? — Im geringsten nicht. — Oder bei dem General Dohna? — Ich danke untertänig. — Oder auch bei dem Könige? — Nein, Herr Leutnant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfällig; und schnell entfloß ich den Husaren.

Den 29. November. An diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant seines Vaters, des Generals melden. Ich erschrak wieder, aber ohne Ursache. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren mit einer sanften frommen Miene, wie die Ihrige, der alle meine Schriften und selbst den Grandison\*\*) auswendig wußte; der mich versicherte, daß der wahre Heldenmut im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sei; daß die Freigeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe

\*) Ein Roman Gellerts: „Leben der Schwedischen Gräfin v. G.“

\*\*) Ein Roman des englischen Schriftstellers Richardson, der damals in Deutschland viel gelesen wurde.

wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte. Aber, fuhr er fort, ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir eine solche wohl abschlagen? Nein, Herr Graf, sie müßte sehr groß sein, wenn ich sie Ihnen abschlagen sollte. Was verlangen Sie? — Daß ich dann und wann an Sie schreiben darf. Von Herzen gern, Herr Graf. Ein so lieber junger Offizier, wie Sie, kann alles von mir bitten. — Nun, rief er, so möchte ich Sie recht um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern\*) ist. Sie müssen doch solche Personen kennen, weil Sie sie so gut abgemalt haben. — Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein; aber sie ist ißt krank; und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein Korporal hereintrat. Die sämtlichen Oberoffiziere, fing er an, von dem Beverischen Regimente, sind vor der Türe und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon traten zwölf und mehr Offiziere nebst einem Feldprediger herein (es war Mittwochs um 11 Uhr), und ich mußte also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brette zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten. Ich flüchte entweder nach Welke, oder wie ich schon versprochen habe, nach Bonau. Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch erzählen, wenn ich mich nicht schämte, den dritten Bogen zu nehmen!

Vergeben Sie mir meine Schwachhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gn. Mama nicht, daß ich so oft an Sie schreibe.

Grt.

\*) „Die zärtlichen Schwestern“, ein Lustspiel Gellerts.

### Gnädiges Fräulein!

Ich bin in Bonau und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne eine Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefes mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. Mai ging ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Herrn Samuli und noch eines Studenten herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblig, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich und im Pelze wollte ich verschnarchen. Meine drei Pferde, ein weißes, schwarzes und braunes, schliefen im Gehen, und der Postillon versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sei. Ich trug alles dieses mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit einen halben Semmel, der mir sehr bitter schmeckte und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränkt und ein Schmied und ein Wagner herbeigerufen wurden, um eine Visitation an meinem Wagen, der dem Grafen Heinrich gehörte, anzustellen. Der Postillon behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermutlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen; und der Schmied sagte, wenn er nicht drei bis vier neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut hätte, müßte gar keinen Menschenverstand gehabt haben, und der ihn gekauft hätte, müßte viel Geld übrig und nicht viel Verstand mehr als der Meister gehabt haben; kurz, gnädiges Fräulein, ich war in der Gewalt des Schmiedes, der eine Schraube nach der anderen abriß

und neue machte und sie ansetzte, und mich einmal über das andere anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte. Indem ich also hielt, kam die Fr. v. Hopfgarten aus Eisleben nebst ihren Fräulein und dem Sohne, mit einem Wort nebst sieben Personen in einem Wagen an, und ich mußte aus dem meinigen steigen und sie bekomplimentieren. Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor? — Nach Bonau, Gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bei Weißenfels, Naumburg und Zeitz. — Es kann doch nicht bei allen drei Orten zugleich liegen. — Ach ja, es liegt bei allen; ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich schickte gestern nach Ihnen, Herr Professor, da ließ man mir sagen, Sie wären in Wölkau bei der Gräfin Diktum. Sie reisen ja recht herum. — Leider, reise ich im Lande herum, und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht auch nach Eisleben komme, wenn der Krieg länger dauert. — Herr Professor, fing das älteste Fräulein an, Sie stehen ja mit dem Fräulein Schönfeld in Korrespondenz. — Wer hat Ihnen das gesagt? — Sehen Sie, hier habe ich einen scharmanten Brief vom Husarenbesuche, ich habe ihn gestern von Magdeburg bekommen. — Dieses Kompliment und das Hämmern des Schmiedes brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte nichts auf alle Fragen der gnädigen Frau mehr antworten als ja und nein, und nein und ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillon fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Ich kam auch so ziemlich glücklich nach und erreichte Rippach um zwölf Uhr und erblickte mich zu meinem Schrecken unter lauter Freihusaren und Freibeutern. Ich bat den Postmeister inständig, daß er mich bald fortschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. Kommen Sie, sagte er, in meine Schlafkammer, sonst ist kein Winkel mehr leer. Ich ging hinein, besaufzte mein Schicksal, weinte, daß ich nichts zu essen be-

kommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier saß ich also und nun traten sechs Offiziere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. — Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor, fing der erste an. Dies hier ist der Rittmeister Kowahsch, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General Salomon. Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General. Komme ich Ihnen etwa verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau sein? — Um Vergebung; wie hat ihnen das bekannt werden können? — ebenso, Herr Professor, wie mir's bekannt ist, daß Sie oft in Wölkau sind und oft Besuch von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister Kowahsch ist. — Nunmehr trat dieser Rittmeister näher auf mich zu, mit einem sehr freundlichen Gesichte und vielen ungarischen Verbeugungen und sagte mir, daß er mich sehr lieb hätte, mich gerne lese und mir heute seine Kompagnie präsentieren wollte. Ich sehe, fuhr er fort, doch nicht so schrecklich aus, wie der Husarenleutnant. — Nein, Herr Rittmeister, Sie haben ein ganz freundliches Gesicht, aber Ihre Leute nicht, und ich deprezire die Ehre, Ihre Kompagnie zu sehen. —

(Der General) Herr Professor, ich bitte Sie, daß Sie diesen Mittag mit mir speisen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reisen lassen. — Nun, dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden. Aber was hilft's? Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, ich saß auch obenan, und Kowahsch und der General redeten mir freundlich zu; aber das Herz schlug mir so sehr, daß ich nicht essen konnte. Das, dachte ich, hast du an dem armen Husarenleutnant verschuldet. Leide, was dir begegnen wird, und laß dieses deine letzte Reise sein. Wärest du in Wölkau geblieben, so wäre dir alles dieses nicht begegnet. Siehe nur, wie du da sitzt! Du mußt doch etwas Wildes an dir haben, weil dich Kowahsch immer so ansieht. Zu meinem

Glücke blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillon. Halten Sie mir's zu Gnaden, Herr General, fing ich an, der Postillon ruft mich; und sogleich stund ich auf und zitterte heimlich vor der Arretierung. Aber nein, gn. Fräulein, der General ließ mich sehr höflich von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehört habe. Kowahsch bot mir einen Windhund und auch ein tatarisches Pferd an. Ich schlug beides aus, schämte mich, lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen und sagte zu dem Postillon: Fahrt zu, ich gebe Euch doppelt Trinkgeld. Also fuhr ich schrecklich schnell. Alle Vorposten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Professor Gellert? — Jawohl. — Nun, so fahren Sie ruhig, wir sollen Sie nicht aufhalten und es wird Sie auch niemand plündern. Wir sind so gute Husaren, als Peter in Ihrem Briefe. Schreiben Sie doch mehr solche schnackische Briefe. — Ich schlug die Augen nieder und rief: Fahrt zu, Postillon! Fahrt zu! Der Postillon tat es redlich und hörte gar nicht mehr, die Vorposten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau. Hier fand ich die gn. Frau krank, und zwar krank über den Schrecken, den ihr den 8. Mai zwei Husaren vom Kowahsch gemacht hatten. Einer hatte sie erschießen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von allen ihren Leuten, weil die Husaren diese geprügelt hatten, verlassen worden, die Kammerjungfern ausgenommen.

Ich erzählte dieser armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntschaften, und sie sah es für ein Glück an, daß ich kam. Kurz, ich nützte mein Ansehen und schrieb (an wen dächten Sie?) an den Rittmeister Kowahsch einen höflichen Brief, schickte ihm eine Schachtel Bonauischen Spargel und bat, daß er keine solchen tyrannischen Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb



hätte. Ich hoffe, dieser Brief soll eine gute Wirkung tun, und ich kann als Autor vielleicht eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größtenteils erholt, und sie hat mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie zeither beinahe seit vier Wochen gewesen. Also muß ich nach Welkau kommen, wenn die Husaren der Frau Gräfin den Gemahl fortführen, und nach Bonau, wenn die Husaren die gn. Frau umbringen wollen? Wenn mir Kowatsch antwortet, will ich Ihnen den Brief zuschicken. Jetzt aber will ich spazieren gehen und beten, daß keine Husaren wiederkommen. Empfehlen Sie mich der gn. Mama aufs nachdrücklichste und der Madem. Paret aufs beste.

Bonau, den 12. Mai 1760.

Glrt.



### Weitere Entwicklung.

Der grundlegende Meister für den Stil des deutschen Briefes ist Gotthold Ephraim Lessing. Das Wort Lessings: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit,“ ist noch heute das höchste Gesetz für den deutschen Briefstil.

An seine Schwester Dorothea Salome Lessing, geb. 1727 schreibt der Dichter den folgenden Brief im Jahre 1743.

Das Alter der Briefempfängerin ist in scherzhafter Weise übertrieben, der ganze Ton des Briefes ist also ein scherzhafter.

An Doroth. Salome Lessing.

A Mademoiselle  
Mademoiselle Lessing  
ma très chère Sœur

à Camenz.

Beliebte Schwester!

Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das erste behaupten. Jedoch, ich will auch das andere glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammen stehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch, hätte auch das Gegenteil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernt. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem 12. Jahre hieltest Du es vor eine Schande, etwas Mehres zu lernen; allein wer weiß, welches die größte Schande ist: in seinem 12. Jahre noch etwas zu lernen, als in seinem 18. oder 19. noch keinen Brief schreiben zu können? Schreibe ja und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast jeder wünschet zu dieser Zeit Gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl

was Besonders haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nutzen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Dein treuer Bruder

Meißen, den 30. Dezbr. 1743.

G. E. Lessing.

Alle Vorzüge des Lessingschen Stils zeigen sich auch in den zahlreichen Briefen des Dichters an seine Freundin Eva König, seine spätere Gattin, die ihm nach nur einjähriger, glücklicher Ehe durch den Tod entrisen wurde. Von Wolfenbüttel aus schreibt Lessing 1771 an die Freundin in Hamburg:

Wolfenbüttel, den 29. Juli 1771.

Meine liebste Freundin!

Ich habe mir sehr lange das Vergnügen, an Sie zu schreiben, versagen müssen. Aber schmeichle ich mir nicht zu viel, wenn ich glaube, daß Sie die Ursache davon zu wissen verlangen?

Ich bin in allem Ernste seit sechs Wochen so krank gewesen, als nur immer ein Mensch sein kann, der nicht im Bette und auf den Tod liegt. Besonders ist es mir bei meinem ganz unerklärlichen Zufalle schlechterdings unmöglich gewesen, das geringste zu schreiben. Bei jeder Zeile, die ich anfang, trat mir der Angstschweiß vor die Stirne, und ich verlor alle Gedanken. Ich könnte Ihnen mehr wie einen Brief an Sie mit beilegen, die ich alle auf der ersten halben Seite wieder abbrechen müssen. Nach dem Pyrmonter Brunnen, den ich gestern beschlossen, nachdem

ich ihn 18 Tage getrunken, scheint mir ein wenig besser zu werden. Aber doch nur ein wenig, und Sie sehen es diesem Anfange eines Briefes wohl nicht an, daß ich schon länger als eine halbe Stunde darauf zubringe. Nach jeder halben Zeile fast muß ich einmal auffspringen, um — frisch Atem zu holen.

— So wie [ich] es auch bei diesem Strich tun mußte. Nur daß ich leider wieder eine sehr lange Pause machen müssen. Denn es war den 24sten dieses, als ich mit Mühe und Not bis an diesen Strich geschrieben, und heute ist der 29ste, da ich es versuchen will, weiter fortzufahren. — Es wäre kein Wunder, ich verlöre alle Geduld. Das Einzige, was mich noch in der Fassung erhält, ist, daß es mit meiner Reise nach Hamburg dem ungeachtet sein Bewenden behält. Mein Arzt dringet darauf, mir eine Veränderung zu machen, und glaubt, daß meine Umstände nichts als eine Folge von meiner seitherigen Lebensart sind, die von meiner vorigen allzu sehr abgefallen. Aber ich muß mich schämen, so viel Geschwätz von mir selbst zu machen! — Statt alles Mitleids, meine liebste Freundin, bitte ich Sie um baldige Nachricht, daß Sie sich um so viel besser befinden als ich.

Wenn ich diese Nachricht länger entbehren könnte, so würde ich Ihnen auch noch diesen Brief nicht schreiben. Ich würde es eher darauf ankommen lassen, daß Sie mein Stillschweigen erklärten, wie Sie wollten, als daß ich Ihnen einen Brief schreibe, der Ihnen ebenso verwirrt vorkommen muß, als er mir sauer geworden. Aber ich sehe wohl, ich muß Ihnen diesen Brief schreiben, wenn ich anders einen Buchstaben von Ihnen noch vor meiner Abreise erhalten will. Und den muß ich doch noch haben; denn ich glaube weder sicher noch ruhig reisen zu können, wenn Sie mir es nicht nochmals versichern, daß ich Ihnen noch immer ebenso willkommen sein werde, als Sie mich es in Ihren Briefen dann und wann hoffen lassen. — Eben, da ich

dieses schreibe, fällt mir ein, ob meine jetzigen Umstände auch wohl hypochondrisch sein sollten? Aber das habe ich ja niemals gehabt, und ich wüßte gar nicht, wie ich nun erst dazu käme. — Ich habe die Zeit über, da ich glaube, daß Sie den Brunnen getrunken, zwanzigmal des Tages an Sie gedacht. In dem Jungfernstiege und bei so unangenehmer Witterung! Wenn er Ihnen denn nur recht bekommen ist. Aber Sie werden fragen, ob ich nicht noch öfters bei der großen Wassergefahr an Sie gedacht, in der Hamburg gestanden? Zu meinem Glück habe ich erst vor einigen Tagen etwas davon erfahren; denn ich lese keine Zeitung. Wahrlich, da muß doch keine angenehme Zeit in Hamburg gewesen sein! Und wie traurig muß es noch um Hamburg aussehen! Der liebe E[bert] will deswegen dieses Jahr gar nicht hinkommen. Er denkt mit traurigem Herzen an die Gärten, in welchen er dasmal doch nicht traktiert werden könnte. — Ebenso glücklich, wer gar keinen Garten hat! Aber Schelmenglück muß der haben, der seinen Garten so zu rechter Zeit noch verkaufen können als unser V[etter]. Denn ich denke doch, daß sein gewesener Garten auch ganz artig unter Wasser wird gestanden haben.

Ich danke Ihnen recht sehr für das neue vom Jahre.\*) Aber wie [viel] angenehmer würde es mir gewesen sein, wenn wenigstens nur die Adresse von Ihrer eigenen Hand gewesen wäre! Denn freilich, daß Sie es auch mit ein paar Worten begleiten sollen — das war zu viel verlangt, da ich Ihnen noch auf zwei Briefe Antwort schuldig war. Sie sind eine harte, schlimme Frau!

Auch Madame Sch[midt] hat mir ein gleiches Präsent zu schicken die Güte gehabt, wofür ich ihr meinen Dank noch schuldig bin. Haben Sie die Freundschaft, mich deshalb bei ihr zu entschuldigen. Es soll in der ersten guten Stunde geschehen, die ich nun wieder haben werde. Heute

\*) Frische Heringe.


ist es mir unmöglich, und Gott sei Dank, daß ich nur mit diesem Briefe so weit gekommen! Ich weiß es vollkommen wohl, wie geschwind ich darauf Antwort haben kann. So viel Posttage, als Sie mich länger darauf warten lassen, so viel Posttage, werde ich denken, ist Ihnen mein Brief auch noch immer zu früh gekommen. Wollen Sie mich das wirklich denken lassen?

Leben Sie recht wohl, meine beste Freundin. Ich bin auf immer

Dero

ergebenster Freund und Diener  
Lessing.

Übrigens war auch Eva König eine ausgezeichnete Brieffschreiberin; ihre Briefe stehen in mancher Beziehung über denen Lessings. Er selbst nennt sie eine „fertige Brieffschreiberin“ und sagt ihr, sie schreibe schön. Sie antwortet darauf: „Mein lieber Herr Lessing! Werden Sie nicht böse, daß ich Ihnen schon wieder schreibe. Ich arme Frau! was soll ich machen? In Gesellschaft zu gehen, habe ich heute keine Lust, und meine Bücher habe ich auch noch nicht; die liegen auf der Maut. Morgen soll ich sie erst holen lassen, und doch ist es noch ungewiß, ob ich eines davon wiederkriege. Es versteht sich, solange ich hier bin; denn wenn ich verreise, bekomme ich sie alle wieder. Doch warum entschuldige ich mich? Ich habe Ihre Briefe nicht halb beantwortet und hauptsächlich die Kritik nicht über meine undeutliche Schreiberei, die Sie so fein mit einer Schmeichelei einzukleiden wußten. Mein lieber Herr Lessing! ob Sie mir vorsagen: ich schreibe schön, oder ich sei schön, ich glaube eins so wenig als das andere. Ich schreibe viel zu flüchtig, um schön oder gut schreiben zu können.“



## Höhepunkt.

Freilich macht sich in Lessings Briefen bei aller volkstümlichen Klarheit und durchsichtigen Gestaltung der Gedanken doch eine gewisse Kälte und Nüchternheit bemerkbar; es fehlt häufig der Schwung der Gedanken, die Tiefe des Gefühls. Erst große Frauen wie Goethes Mutter, wie Schillers Lotte geben das Fehlende, sie fügen das gesunde, ursprüngliche Empfinden der Anmut hinzu, und aus der glücklichen Mischung von Kopf und Herz erwächst die Meisterschaft Goethes und Schillers.

In einem Briefe an Großmann schreibt Frau Rat, Goethes Mutter, über sich selbst:

„Da mir Gott die Gnade getan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegert hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Äste weit ausbreiten können usw. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden, so fühle ich alles, was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andere meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielen's ja nur so. — Nun, eben dieses unver-

fälschte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele (Gott sei ewig Dank) vor Rost und Fäulnis.“

Nie verleugnet sie ihre Frohnatur, ihren goldenen Humor. Ihre Freundin La Roche hatte versucht, sie für die Verbindung eines gewissen Möhr mit ihrer Tochter günstig zu stimmen. Über diesen Möhr schreibt sie der Herzogin Amalia von Weimar: „Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte; so — ja so gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus — ist so dumm wie ein Heupferd, und zu allem seinem Unglück ist er Hofrat. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden.“

Eine ruhige Heiterkeit, ein sanftes Maß der Empfindung zeichnen die Briefe von Schillers Gattin Charlotte aus. An Schiller schreibt sie von Rudolstadt aus am Abend ihres Ankunftstages: „Alles schläft schon um mich her, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich Dir, teurer Liebster, einen guten Abend gesagt habe, jetzt schläfst Du wohl; ach mir ist's immer, als müßte ich Dich aufsuchen, als hörte ich den Laut Deiner Stimme. Ohne Dich ist das Leben mir nur ein Traum; ich bin nie da, wo ich scheinbar bin, sondern meine Seele, meine besten wärmsten Gefühle sind nach Dir hingerrichtet. Wie lebst Du? Um unserer Liebe willen strenge Dich nicht zu sehr an, mein einziger Lieber, arbeite nicht zu viel; es kann mir so angst werden, daß Du Dir doch wirklich schaden könntest.“

Die Namen Schiller und Goethe bezeichnen den Höhepunkt des deutschen Briefes, und das 18. Jahrhundert wird mit Recht das klassische Zeitalter des deutschen Briefes genannt. Der Briefwechsel unserer beiden größten Dichter ist eines der schönsten geistigen Geschenke, die sie ihrer Nation hinterlassen haben, und Goethe selbst, der erste Herausgeber desselben, war sich des hohen Wertes dieser gei-



stigen Tat sehr wohl bewußt. Eine hohe Bedeutung hat dieser Briefwechsel auch dadurch, daß er uns in der lebendigsten Weise in die Werkstatt des künstlerischen Schaffens einführt. „Schillers Briefe“, schreibt Goethe an Eckermann, „sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen.“ Den Eindruck, den dieser Briefwechsel bei seinem ersten Erscheinen auf gleichstrebende Geister machte, zeigt uns ein Brief des Dichters Immermann an Michael Beer:

„Die beiden Leute wohnten zwei Meilen voneinander und schrieben sich regelmäßig wöchentlich zweimal, und es war weiter nichts, als daß der eine vom anderen gerne wissen wollte, worin dieser den Unterschied des Epischen vom Dramatischen finde, und andere solche Bagatellen mehr.“ Und Beer antwortet: „Er (der Briefwechsel) übt eine so zermalmende, ich möchte sagen, Liebe erregende Wirkung auf mich aus, daß ich sehr mit dieser Lektüre haushalten muß, um nicht in Unwillen gegen mich selbst, ja, geradezu gesagt, in Trübsinn zu geraten. Es ist nicht die unerreichbare Vollkommenheit, die Größe und Vielseitigkeit dieser Geister, die mich erschüttern. Das wäre ein so törichtes Gefühl, als die Sterne zu begehren. Nein, es ist die stille, großartige Einheit ihres Strebens, die mich ergreift; dies nichts anders Wollen als vorwärtschreiten auf dem Wege, den sie als den rechten erkennen; dies ruhige, erleuchtende Fortbrennen zweier Leben, die in der Kunst den einzigen Stoff ihres Daseins finden, nach der äußeren Welt kaum die Blicke werfen und sich nur gegenseitig über die große und reiche Welt aufzuklären suchen, die sich so vielgestaltig in ihrem Innern entfaltet.“

Die hier folgenden Briefe behandeln besonders die Entstehung und Ausgestaltung von Schillers Ballade „Die Kraniche des Ibykus“.

Hochwohlgeborner Herr,  
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat!

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, die Zeitschrift\*), von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Hier in Jena haben sich die H. H. Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift mit mir vereinigt, und da, einer notwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuskripte die Urteile eines engern Ausschusses eingeholt werden sollen, so würden Ew. Hochwohlgeboren uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, daß Ihnen zuzeiten eines der eingesandten Manuskripte dürfte zur Beurteilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Anteil ist, dessen Sie unsere Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Wert derselben bei demjenigen Publikum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer

Jena, 13. Juni 1794.

Fr. Schiller.

\*) Die Horen.

Eu. Wohlgeboren

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so teile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken geraten ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern aufs beste.

Weimar, den 24. Juni 1794.

Goethe.

Frankfurt, den 22. August 1797.

Ihr reiches und schönes Paketchen hat mich noch zur rechten Zeit erreicht. In einigen Tagen gedenke ich wegzugehen und kann Ihnen über diese Sendung noch von hier aus einige Worte sagen.

Der Almanach nimmt sich schon recht stattlich aus, besonders wenn man weiß, was noch zurück ist. Die erzählenden Gedichte geben ihm einen eigenen Charakter.

Die Kraniche des Ibykus finde ich sehr gut geraten, der Übergang zum Theater ist sehr schön, und das Chor der Eumeniden am rechten Platze. Da diese Wendung einmal erfunden ist, so kann nun die ganze Fabel nicht ohne dieselbe bestehen, und ich würde, wenn ich an meine Bearbeitung noch denken möchte, dieses Chor gleichfalls aufnehmen müssen.

Nun noch einige Bemerkungen: 1. der Kraniche sollte, als Zugvögel, ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibykus als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomene und stellen sich neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, indem es nicht eben dieselben zu sein brauchen, es ist vielleicht nur eine Abteilung des großen wandernden Heeres, und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in der Geschichte. Dann würde ich nach dem 14. Verse, wo die Erinnen sich zurückgezogen haben, noch einen Vers einrücken, um die Gemütsstimmung des Volkes, in welche der Inhalt des Chors sie versetzt, darzustellen, und von den ernststen Betrachtungen der Guten zu der gleichgültigen Zerstreuung der Ruchlosen übergehen, und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreise der Nachbarn vernehmlich seine gaffende Bemerkung ausrufen lassen. Daraus entstehen zwischen ihm und den nächsten Zuschauern Händeln, dadurch würde das Volk aufmerksam usw. Auf diesem Weg, sowie durch den Zug der Kraniche würde alles ganz ins Natürliche gespielt und nach meiner Empfindung die Wirkung erhöht, da jetzt der 15. Vers zu laut und bedeutend anfängt und man fast etwas anderes erwartet. Wenn Sie hie und da an den Reim noch einige Sorgfalt wenden, so wird das übrige leicht getan sein, und ich wünsche Ihnen auch zu dieser wohlgeratenen Arbeit Glück.

Über den eigentlichen Zustand eines aufmerksamen Rei-

senden habe ich eigene Erfahrungen gemacht und eingesehen, worin sehr oft der Fehler der Reisebeschreibungen liegt. Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von einer Seite und übereilt sich im Urteil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urteil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir eben jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskurante einheften lasse, und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urteil einfüge; ich spreche sodann von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin, und inwiefern mein Urteil mit dem Urteil wohlunterrichteter Menschen übereintrifft. Ich nehme sodann die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Äußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.

Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr geworden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im ersten Augenblicke wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert.

Bei allem dem leugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnsucht nach dem Saalgrunde wieder anwandelt, und würde ich heute dahin versetzt, so würde ich gleich, ohne irgend einen Rückblick, etwa meinen Faust oder sonst ein poetisches Werk anfangen können.

An Wallenstein denken Sie wohl gegenwärtig, da der Almanach besorgt sein will, wenig oder nicht? Lassen Sie

mich doch davon, wenn Sie weiter vorwärts rücken, auch etwas vernehmen.

Das hiesige Theater ist in einem gewissen Sinne nicht übel, aber viel zu schwach besetzt; es hat freilich vor einem Jahre einen gar zu harten Stoß erlitten; ich wüßte wirklich nicht, was für ein Stück von Wert und Würde man jetzt hier leidlich geben könnte.



Den 23. August 1797.

Zu dem, was ich gestern über die Ballade gesagt, muß ich noch heute etwas zu mehrerer Deutlichkeit hinzufügen. Ich wünschte, da Ihnen die Mitte so sehr gelungen, daß Sie auch noch an die Exposition einige Verse wendeten, da das Gedicht ohnehin nicht lang ist. Meo voto würden die Kraniche schon von dem wandernden Ibykus erblickt; sich, als Reisenden, vergleiche er mit den reisenden Vögeln, sich, als Gast, mit den Gästen, zöge daraus eine gute Vorbedeutung, und riefte alsdann, unter den Händen der Mörder, die schon bekannten Kraniche, seine Reisegefährten, als Zeugen an. Ja, wenn man es vorteilhaft fände, so könnte er diese Züge schon bei der Schiffahrt gesehen haben. Sie sehen, was ich gestern schon sagte, daß es mir darum zu tun ist, aus diesen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches sich wieder mit dem langen verstrickenden Faden der Eumeniden, nach meiner Vorstellung, gut verbinden würde. Was den Schluß betrifft, habe ich schon gestern meine Meinung gesagt. Übrigens hatte ich in meiner Anlage nichts weiter, was Sie in Ihrem Gedicht brauchen können.

Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen; er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Ängstlichkeit

offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verriet, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders geraten, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittleren Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte. Hauptmann Steigentesch werde ich wohl nicht sehen; er geht hier ab und zu, meine Anfrage hat ihn einigemal verfehlt und ein Billet, das ich das letzte Mal für ihn zurückließ, findet er vielleicht erst nach meiner Abreise. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und unsere dichterischen Freundinnen. Ich habe immer noch gehofft, Ihnen noch etwas zum Musenalmanach zu schicken; vielleicht ist die schwäbische Luft ergiebiger. Eigentlich gehe ich von hier aus erst in die Fremde und erwarte um desto sehnlicher einen Brief von Ihnen bei Cotta.

G.

Jena, den 30. August 1797.

Ich glaubte mich auf dem Wege der Besserung, als ich Ihnen das letzte Mal schrieb, aber seit acht Tagen leide ich an Katarrhalsfieber und einem hartnäckigen Husten, der in meinem ganzen Hause grassiert. Das Fieber läßt mich heute zwar in Ruhe, aber der Husten plagt mich noch sehr, und der Kopf ist mir ganz zerbrochen. Nur dieses, mein teurer Freund, wollte ich Ihnen zur Entschuldigung meines Stillschweigens melden.

Wir erwarten mit Sehnsucht Nachricht von Ihnen, und wünschten zu wissen, wo wir Sie jetzt zu suchen haben. Neue Aushängebogen erhalten Sie hiebei.

Ihren lieben Brief, den ich am 20sten erhielt, muß ich versparen zu beantworten, bis mein Kopf wieder frei ist.

Auch auf der Reise muß ich Sie plagen, teurer Freund. Denken Sie doch zuweilen an die Hören, ob nicht die Reise selbst etwas dazu liefern kann. Das Bedürfnis ist groß, und jetzt um so mehr, da ich selbst zu jeder Einhilfe untauglich bin. Bei solchen Störungen werde ich Mühe haben, Stimmung und Zeit für meine Glocke zu finden, die noch lange nicht gegossen ist.

Leben Sie heiter und gesund und fahren Sie fort, mich auch aus der Ferne zu beleben. Wir und alles, was zu uns gehört, denken Ihrer mit dem herzlichsten Anteil. Meine Frau grüßt tausendmal. Leben Sie wohl.

Sch.



Vor einigen Augenblicken trifft Ihr letzter Brief ein zu unserer unerwarteten großen Freude. Herzlich Dank für das, was Sie mir für den Iphikus sagen, und was ich von Ihren Winken befolgen kann, geschieht gewiß. Es ist mir bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige Erkenntnis auch beim Erfinden so viel tut. Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen, zu denen sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung machte mich hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt. Ich werde suchen, diesen Kranichen, die doch einmal die Schicksalshelden sind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben. Wie ich den Übergang zu dem Ausrufe des Mörders anders machen soll, ist mir sogleich nicht klar, obgleich ich fühle, daß hier etwas zu tun ist. Doch bei der ersten guten Stimmung wird sich's vielleicht finden.

Noch einmal Dank für Ihren Brief. Erlaubt es mir mein Zustand, so schreibe ich übermorgen gewiß. Leben Sie recht wohl.

Sch.



Jena, den 7. September 1797,  
erh. Stäfa, den 23. September.

Endlich fange ich an, mich wieder zu fühlen und meine Stimmung wieder zu finden. Nach Abgang meines letzten Briefes an Sie hatte sich mein Übel noch verschlimmert; ich habe mich lange nicht so schlimm befunden, bis endlich ein Vomitiv die Sachen wieder in Ordnung brachte. Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen, und die wenigen leidlichen Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anspruch. Solch eine Beschäftigung hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas wohlthätiges, da sie die Willkür aufhebt und sich streng wie die Tageszeit meldet.

Man nimmt sich zusammen, weil es sein muß, und bei bestimmten Forderungen, die man an sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter. Wir sind mit dem Druck des Almanachs jetzt bald im reinen, und wenn die Beiwerte, Decke, Titelnkupfer und Musik keinen Aufenthalt machen, kann das Werkchen noch vor Michaelis versendet werden.

Mit dem Jbnkus habe ich nach Ihrem Rat wesentliche Veränderungen vorgenommen; die Exposition ist nicht mehr so dürftig, der Held der Ballade interessiert mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergessenheit gebracht zu sein.

Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwicklung betrifft, so war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunsch zu erfüllen. Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem Ganzen

nebst ihrer Veranlassung erst mitteilt, so bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier bei so ungeduldig forteilender Erwartung gar zu sehr embarrassiert, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit verteilt usw. Meine Ausführung soll aber nicht ins Wunderbare gehen, auch schon bei dem ersten Konzept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es zu unbestimmt gelassen. Der bloße natürliche Zufall muß die Katastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber es hat ihn an seine Tat und also auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert, sein Gemüt ist davon frappiert, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblick ihn überraschen, er ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich.

Da ich ihn oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er erstlich die Kraniche früher sehen, eh' sie über der Mitte des Theaters schweben; dadurch gewinn' ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorher gehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er, wenn er oben ruft, besser gehört werden kann: denn nun ist es garnicht unwahrscheinlich, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wengleich nicht alle seine Worte verstehen.

Dem Eindruck selbst, den seine Exklamation macht, habe ich noch eine Strophe gewidmet, aber die wirkliche Entdeckung der Tat, als Folge jenes Schreies, wollte ich mit Fleiß nicht umständlicher darstellen: denn so bald nur der Weg zur Auffindung des Mörders geöffnet ist (und das leistet der Ausruf, nebst dem darauf folgenden verlegenen Schrecken), so ist die Ballade aus; das andre ist nichts mehr für den Poeten.

Ich habe die Ballade, in ihrer nun veränderten Gestalt, an Böttiger gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruch befindet. Sobald ich sie zurückerhalte, lege ich die letzte Hand daran und eile dann damit in Druck. In meinem nächsten Briefe hoffe ich sie Ihnen nebst dem ganzen Rest des Almanachs abgedruckt zu senden. Auch Schlegel hat noch eine Romanze geschickt, worin Ariens Geschichte mit dem Delphin behandelt ist. Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung deucht mir kalt, trocken und ohne Interesse zu sein. Er wollte auch die Sakontala als Ballade bearbeiten; ein sonderbares Unternehmen für ihn, wor vor ihn sein guter Engel bewahren wolle.

Heute, als den achten, erhalte ich einen Brief von Cotta, der nur sagt, daß Sie seit dem dreißigsten in Stuttgart wären. Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne gleichfalls in eine sentimentale Stimmung zu geraten. Was hätte ich vor sechzehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zustände und Stimmungen, welches dieses Lokal mir zurückruft, mit unserm gegenwärtigen Verhältnis zusammendenke!

Ich bin sehr erwartend, wie lang Sie in dortigen Gegenden zu verweilen Neigung und Veranlassung gefunden. Hoffentlich fand Sie mein Brief vom 30sten noch dort; der gegenwärtige aber trifft Sie wahrscheinlich erst in Zürich und bei unserm Freund, den ich herzlich grüße.

Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe, wie es mit den für Sie bestimmten Exemplaren des Almanachs soll gehalten werden, wohin und an wen ich sie zu schicken habe.

Herzlich freue ich mich, daß Sie auch an die Horen gedacht haben und mich auf den Oktober etwas dafür hoffen lassen. Bei den Anstalten, die Sie machten, sich der Erfahrungsmaße um Sie herum zu bemächtigen, muß Ihnen ein unerschöpflicher Stoff zufließen.

Es war mir sehr angenehm, daß Hölderlin sich Ihnen noch präsentiert hat; er schrieb mir nichts davon, daß er's tun wollte, und muß sich also auf einmal ein Herz gefaßt haben. Hier ist auch wieder ein poetisches Genie, von Schlegels Art und Weise. Sie werden ihn im Almanach finden. Er hat Schlegels Pygmalion nachgeahmt und in demselben Geschmack einen symbolischen Phaethon geliefert. Das Produkt ist närrisch genug, aber die Versifikation und einzelne gute Gedanken geben ihm doch einiges Verdienst.

Leben Sie wohl und fahren Sie fort, wie bisher mich Ihrem Geiste folgen zu lassen. Herzliche Grüße von meiner Frau. Ihr Kleiner, höre ich, ist ganz wieder hergestellt.

Sch.



An Professor Meyer nach Stäfa.

Jena, den 21. Juli 1797.

Herzlich heißen wir Sie willkommen auf deutschem Boden, lieber Freund. Die Sorge um Sie hat uns oft beunruhigt, und innig freuen wir uns Ihrer zurückkehrenden Gesundheit.

Schämen muß ich mich, daß die erste Zeile von mir Sie schon wieder auf dem Rückweg zu uns antrifft, aber wie viel ich Ihnen auch mündlich zu sagen gehabt hätte, so fand ich doch nichts, was ich über die Berge hätte schicken mögen. Was wir trieben und wie es um uns stand, das erfuhren Sie von unserem Freund\*), und der wird Ihnen auch gesagt haben, wie sehr Sie uns gegenwärtig waren. Von ihm habe ich mit herzlichem Anteil vernommen, was Sie betrifft, wie trefflich Sie Ihre Zeit benutzten und welche Schätze Sie für uns alle sammelten.

Auch wir waren indes nicht untätig, wie Sie wissen,

\*) Goethe.

und am wenigsten unser Freund, der sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen hat. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist. Ich habe es entstehen sehen und mich fast ebenso sehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlgeordneten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt selbst und können sich von allem dem mit eigenen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoff auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. — Ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei einem längern Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren scheinen würde. Also bewegen Sie ihn auch schon deswegen, lieber Freund, recht bald zurückzukommen, und das, was er zu Hause hat, nicht zu weit zu suchen.

Ich habe die angenehme Hoffnung, vielleicht Sie beide diesen Winter wieder in der Nähe zu wissen, und so das alte

schöne Leben der Mitteilung wieder fortzusetzen. Meine Gesundheit hat sich zwar nicht viel gebessert, doch auch nicht verschlimmert, und das ist ein gutes Zeichen; der Mut und die Lust sind geblieben, und der Übergang von der Spekulation zur Produktion hat mich erfrischt und verjüngt.

Auch Ihre Schülerin habe ich unterdessen kennen lernen und an ihrem Talent und angenehmen Wesen mich sehr erfreut. Sie denkt Ihrer mit lebhaftem Anteil, und ich hoffe das poetische Talent, das sich seither so schön bei ihr entwickelt hat, soll dem andern nicht geschadet haben.

Leben Sie wohl, mein werter Freund; ich sehe den nähern Nachrichten, die mir G. von Ihnen geben wird, mit Verlangen entgegen. Meine Frau grüßt Sie herzlich; die Familie hat sich unterdessen vermehrt, wie Sie vielleicht wissen, und Karl'n werden Sie recht gut und brav gartert finden.

Sch.

Einen der schönsten Briefe, den Goethe geschrieben hat, nennt Hermann Grimm den folgenden an Frau von Stein. Der Dichter befand sich auf einer Reise im Elsaß, die ihn auch nach Sessenheim führte.

„Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hier und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Atem durchs ganze Land, Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen, vollhängenden Laube, Himmelsluft weich, warm, feuchtlich; man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen, mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe,

die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehre.“

So schreibt er am Mittag des 25. September 1779. Abends machte er sich nach Seseenheim auf. Über das Zusammentreffen mit seiner Jugendgeliebten Friederike berichtet er drei Tage später:

„Den 25. abends ritt ich etwas seitwärts nach Seseenheim, indem die anderen ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebste mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jene Laube, und da muß ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen. Ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als

ob ich kaum ein halbes Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.“

Nicht ohne Rührung kann man den Brief lesen, in dem die Gattin Schillers seiner Schwester Luise Frankh, geb. Schiller, den Tod ihres Bruders mitteilt.

Weimar, den 12. Juni 1805.

Liebe Schwester! Ich schreibe Dir, da ich eben einen ruhigen Moment finde. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt niemand als wir, ihr verlorst einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rat und Tat sich gezeigt hätte und seinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, so liebte er auch seine Kinder wieder! — Aber unter uns allen verlor niemand so viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkommt, kann ich nur fühlen; diesen treuen Anteil an meinem Wesen, wie die höhere geistige Existenz, deren ich durch seinen Umgang teilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf Erden ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch einzig geliebt sein. —

Mein Trost, meine Kinder seiner würdig zu bilden, ist noch der einzige, den ich haben kann auf dieser Welt; sie allein halten mich noch am Leben, ich kann sonst nur im Grabe wieder Ruhe finden. — Sein Geist ist um mich



und gibt mir Mut in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen. Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend und teilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an. —

Liebe, gute Luise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage. Er war viel ruhiger als sonst, nahm teil, so lange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er tat es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß es besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz, er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags; von Montags Nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mitt-

woch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh ich zu Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin.) Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! — — Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! Dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott; denn ich hätte sonst den Mut verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich sah, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut“; (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück;) ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht; nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch

seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt! —

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war, denn sie sind sein teures Erbteil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Konstitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam kurierte, war es der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper. —

Bei meinen Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost, denn ich suchte mit allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachteilig sein können. Ich habe seinen Geist, seine volle rege Tätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben. Dieser schöne Zweck des Lebens ist nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt. — Wenn wir an sein Leben denken, liebe Luise, wenn wir denken, wie hundertmal tätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menschen, so sollten wir nicht klagen über seine Tätigkeit des Geistes. — Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so

ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment! Ich suchte nur die ängstlichen Vorstellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich diesem Geiste keine Fesseln anlegen könne, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit. Ich hätte jedes Schicksal mit ihm geteilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir sagen. Andere, die seinem Geist nicht so nahe lebten, hielten das, was der Erguß seines Wesens war, für künstliche, gefährliche Anspannung. Er hat lange nur noch durch seinen Geist gelebt, so zeigte es sich leider, wie alle sagen. — Welchen Anteil, welche Liebe er hatte, werden Dir die öffentlichen Nachrichten sagen; ich lese nicht darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren. —

Aber, als meiner lieben Schwester, muß ich Dir etwas sagen, was Dich freuen wird, was uns noch als Beweis der Verdienste unseres Geliebten aufrichtet: daß die Großfürstin, die hiesige Erbprinzess mir gleich in den ersten Tagen die Versicherung gab, daß Karl und Ernst ihr gehörten; sie sorgt für ihre Erziehung bis in ihr zwanzigstes Jahr und behält sich noch vor, sie auch anzustellen. Sie hat es auf eine so edle, feine Weise mir geschrieben, daß ich auch mit Feinheit diese Tat behandeln muß. Also sage ich es nicht, und Du und Dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorsichtigen Gebrauch davon machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geschrieben, ehe sie noch dieses für die Söhne entschied, daß ich mich bei allem, was mir begegnen könnte, an sie zuerst wenden solle, weil sie Schiller geschätzt hätte und herzlichen Anteil an mir nehme. — Ach, hätte dieses unser Geliebter noch wissen können! —

Jetzt nimmt er auf diese menschliche Weise nicht mehr teil an den Ereignissen; wenn ich aber nun manches

möglich machen kann, was ich sonst nicht konnte für die guten Kinder, so will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten. —

Wenn die geliebte Großfürstin aber auch sich nicht so edel bezeigt hätte, so hätte sie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Anteil und ihre Rührung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte so herzlich, innig an meinem Halse, als hätte sie einen Bruder verloren. —

Für mich werde ich niemals ihre Großmut ansprechen. Die Vorsehung hat Schillers Unternehmungen gesegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden, und im Notfall, wenn sie sich einschränken wollen, unabhängig leben können. Gibt mir Gott Kraft und Mut, so werde ich alles anwenden, um dies zu erreichen und zurücklegen, was ich kann. —

Cotta hat sich auch als ein teilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, ist rührend. —

Was mir Wolzogen und meine Schwester sind, kann ich nicht aussprechen; von meiner Schwester erwarte ich stets das Herzlichste und Beste im Leben; aber wenn Du Wolzogens Teilnahme, seine Betrübniß um Schiller gesehen hättest, und die Art, wie er mit mir und meinen Kindern umgeht, wie er uns zu sich rechnet, so würde es in Dir innige Liebe und Achtung und Dankbarkeit erwecken. —

Daß man im Unglück auch wieder irgendwo Trost finden kann, dies ist Hilfe, die von oben kommt. — In den Nächten, wo Schiller nicht ruhete, sagte er inbrünstig: komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden! Auch zum Himmel laß uns blicken, liebe Luise. Von den letzten Stunden unseres Verewigten laß uns gegen andere Menschen schweigen; sie sind mir zu heilig, als daß ich davon sprechen sollte, und die Menschen sind so zudringlich und wollen unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibsucht. —

Wir müssen uns nun auch im Namen des Geliebten lieben, und unsre Freundschaft sei treu und unverbrüchlich; was wir uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen, bleibe auch verwahrt. Du wirst immer eine treue Schwester an mir finden. —

Lebe wohl! Der Brief ist so lang, daß, wenn er nicht von einem solchen Gegenstand handelte, er zu beschwerlich zu lesen sein würde. Aber Du wolltest viel wissen. Gott erhalte Dich und den lieben Schwager, den ich herzlich grüße und um den Teil der Freundschaft für mich bitte, die er unserem geliebten Verstorbenen schenkte.

Die Kinder sind wohl: Emilie ist entwöhnt und zahnt, da ist sie etwas schwächlich, aber sehr heiter und freundlich. Es ist mir immer, als wär es ein Blick, den mir ihr Vater sendet, mich zu trösten, wenn sie mich so liebend anlacht; sie schmiegte sich immer so herzlich an mich an, und ich muß sie immer tragen; wenn ich zu ihr komme. —

Küsse Deine lieben Kinder herzlich!

Lotte.

Als ein echter Freund erweist sich Cotta, der berühmte Verlagsbuchhändler, auch Schillers Verleger, in seinem Brief an Lotte von Schiller bei der Nachricht von Schillers Tode.

Leipzig, den 12. Mai 1805.

So war denn meine Ahnung wirklich wahr, und es war das letzte Lebewohl, das ich unserm verewigten Freunde sagen konnte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über diesen unerseßlichen Verlust beinahe niederdrückt, wie muß es erst Ihnen, teuerste Freundin, sein, da Sie in ihm alles verloren, da sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Trostes gibt es hier keine. Selbst der Blick in die Zu-

kunft ist nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden ist. Diesen Glauben teilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den ersten Momenten nicht Stärke genug hat, das Markverzehrende des herben Schmerzes zu lindern, so hoffe ich, die Mutter wird die Gattin soweit zur Fassung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verlust zu erleben haben. Ja, beste Freundin, ich spreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie sich zu fassen wissen. — Was kann nicht Mutterliebe über den Menschen. Sie werden sich daher Ihren Kindern erhalten. Lassen Sie mich nach meinen Kräften denselben Vater sein. Die Erziehung der beiden Knaben, wünschte ich, überließen Sie mir; ich würde sie mit mir nehmen, und damit Ihnen dies nicht schwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen? — Wir wollten dann im Andenken an unsern Freund und in der Erziehung seiner Kinder unsere trauernden Tage dahinbringen. — Über alles übrige seien Sie ohne Sorgen — ich habe hierüber Pläne genug. —

Da Sie nun dringende Ausgaben haben werden, so bitte ich für jedes Bedürfnis p. Wechsel auf mich zu ziehen. —

Samstag oder Sonntag nach Himmelfahrt können wir unserm gepreßten Herzen durch gegenseitige Mitteilung einige Linderung geben! Der Himmel schenke Ihnen Kräfte, daß ich Sie wohl antreffe. Er möge uns Mut geben alles zu tragen! —

Könnten Sie sich genug fassen, mir einige Zeilen zu schreiben, so würde mich dies sehr trösten. — Noch weiß ich bloß von Dritten, daß unser Freund nicht mehr unter uns ist. Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre treuesten Freunde zählen!

Mit der innigsten Verehrung

Ihr

Cotta.

## Das neunzehnte Jahrhundert.

### a. Die Zeit der Befreiungskriege.

Die Entwicklung des deutschen Briefes ist auf ihrem Höhepunkt angelangt, jedem Gedanken, jedem Gefühl kann man den richtigen Ausdruck verleihen. Jetzt ist die Kunst allgemein, im Brief zu unterhalten, zu plaudern, und bei vielen ist die Sprache der Briefe eine künstlerisch schöne und vollendete.

Ein neues kräftiges Leben brachten die Befreiungskriege unserem Volk; von den Briefen jener Zeit sind uns besonders diejenigen Theodor Körners wert. Im ersten hier mitgetheilten Brief berichtet Körner seiner Familie über die erste Darstellung seines Schauspiels „Eriny“ im Hofburgtheater zu Wien; im zweiten kündigt er den Seinen den Entschluß an, bei den Lühowschen Jägern als Freiwilliger einzutreten. Der dritte Brief berichtet von der Einsegnung der Freischar in der Dorfkirche zu Rogau.

Wien, am 1. Jänner 1813.

Ihr Lieben. Ich glaube Euch nicht besser zum neuen Jahre Glück wünschen zu können, als mit der Nachricht,



daß „Zrinn“ sehr gefallen hat. Der erste Akt ging sehr gut, der zweite begeisterte das Publikum, der dritte erhielt es in Stimmung, der vierte sank etwas durch das Spiel der Weiber, das unter der Mittelmäßigkeit war. Der fünfte schlug mit dem letzten Knalleffekte wütend drein. Grüner war schon nach dem zweiten Aufzuge herausgerufen worden, man rief ihn am Schlusse wieder und drauf mich. Ich wollte nicht gern gehen, weil fast kein Beispiel ist, daß ein Dichter, der nicht zugleich Schauspieler gewesen wäre, herausgerufen ward; Grüner zog mich aber hinaus. Ich wurde sehr enthusiastisch begrüßt, und weil doch ein Dichter nicht stumm sein darf, so nahm ich mir den Mut und sagte einiges. Es lautete ungefähr also, ich selbst habe es nicht behalten, ich folgte also der Tradition: „Ich fühl' es deutlich in mir, daß ich diesen schönen Zuruf nicht meiner schülerhaften Muse, nein! nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins und dem begeisternden Andenken an die große Tat einer großen Nation zu verdanken habe.“ — Das Gefühl, das ich bei der Vorstellung klar hatte, es sei manches zu gedehnt und große Wiederholungen nicht selten, bewog mich, zu streichen. Ich kam so dem allgemeinen Wunsche entgegen, da die Vorstellung bis halb elf Uhr gedauert hatte, und die Leute gern vor zehn Uhr zu Hause sind.

Dieser Änderung verdanke ich den verdoppelten Beifall bei der zweiten und dritten Vorstellung. Helenens Tod macht großen Streit; den meisten ist er gar zu fürchterlich. Ich leugne es nicht, der Eindruck war selbst für mich nicht ohne geheimen Schauer.

Die erste Theaterprobe zur Hedwig war heute. Auf den Donnerstag ist die erste Aufführung. Gott gebe mir ein gleiches Glück! Das alte Jahr hat für mich so schön geendet, wie das neue schön begann. Euch beschere der Himmel ein gleiches! Grüßt alles. —

Euer Theodor.

Wien, am 10. März 1813.

Liebster Vater. Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein

zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schößkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jezo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch H. als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß, vermutlich gibt mir der Fürst Urlaub, wo nicht, es gibt in der Kunst keine Ancienneté, und komm' ich wieder nach Wien, so hab' ich doch das sichere Versprechen des Grafen Palfy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl; aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor.

Jauer, den 30. März.

Eben erhalten wir die Nachricht, daß wir binnen acht Tagen vor dem Feinde stehen. Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen Miene, es zu halten, und sollen ihre Vorposten bis Baußen vorgerückt haben. Wir werden mit aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für keine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimat befreien helfen darf oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt, wie ein ehrliches deutsches Herz verbluten kann. Das walte Gott, ich bin bereit! — Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Sobten nach Rogau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischar einfach aber geziemend ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, daß Ihr Freund zu der Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zulezt ließ er uns den Eid schwören: für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Gut noch Blut zu schonen und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache: wir schworen! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen! es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und „ein feste Burg ist unser Gott“ machte das Ende der herrlichen Feierlichkeit, die zulezt noch mit einem donnernden Vivat! das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klängen aus der Scheide flogen und helle Funken das

Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zuge, von denen ich's ganz deutlich voraus weiß, sie sind unter den ersten, die der Würgeengel fordert. Es gleicht wohl nichts dem klaren bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen, im Augenblicke der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild, wie der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von dem, was einem das Liebste, das Teuerste auf dieser Erde war, das verliert seinen Wermut in der schönen Überzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs das verwundete Herz bald heilen werde.

Das mir so teure Buch\*) ist schon ziemlich oft gebraucht worden; denn in den einsamen Stunden stiller Erinnerung, die ich mir so häufig als möglich verschaffe, trägt mich das Herz immer zu Sang und Lied. Ich bin hier mit meinem Oberjäger Fallenstein, einem wackern, tüchtigen Geist, einquartiert. Ihnen vielleicht durch seine Iduna, die er als Taschenbuch herausgegeben, genugsam bekannt. Er hat einen Hieb in der rechten Hand; ich habe ihn treu gepflegt und eben verbunden, indem er mir ein Gleiches zugesagt hat. Dabei dachte ich denn wieder an Sie. Ach, wann muß ich nicht an Sie denken? Sie versprachen einmal, mich mild und sanft zu pflegen: — vielleicht brauch' ich es bald; — seit der Todesweihe im Gotteshause zuckt mir immer eine Ahnung durchs Herz. Denken Sie meiner immer freundlich ohne Groll, und vergessen Sie über der ganzen Wildheit und Unbändigkeit eines glühenden Herzens so mancher stillen, guten Blume nicht, die ich doch gewiß im Heiligtum meiner Brust verwahre.

\*) Ein von der Freundin dem Dichter geschenktes Tagebuch.

## b. Die Zeit von 1815—1850.

Reizende Briefe haben die Gebrüder Grimm, die großen Sprachforscher und Herausgeber der Kinder- und Hausmärchen, an die Familie Harthausen, eine katholische Adelsfamilie in Westfalen, geschrieben. So schreibt Wilhelm Grimm an die kleine M. v. Z., wahrscheinlich eine Tochter der Frau von Z. geb. von Harthausen:

Liebes M., ich danke Dir recht schön für Dein Briefchen mit den hübschen Bildern, wenn's nicht selbigen Tag zu spät wär geworden, so wä're ich selbst gekommen und hätte Dich dafür in Deinem Stübchen besucht. Jetzt wird's so kalt bei uns, die Blumen können sich vor Frost nicht mehr aufrecht erhalten und legen sich nieder, und die Blätter mögen auch nicht mehr oben an den Ästen sitzen und fallen herab; es ist aber auch kein Spaß mehr oben, und ich möchte in der Nacht selbst nicht da oben sitzen. Was Dir hier für ein Wind geht! Du kannst Dir's nicht vorstellen, er meint gar, man sollt ihm den Hut abtun; neulich hat er mir meinen mit Gewalt abnehmen wollen, aber ich hab ihn festgehalten. Was wär's für ein Spaß, wenn Du einmal zu mir kämst, ich wollt' Dir auch allerlei Hübsches zeigen und wollt' auch zusehn, daß ich Dir ein weißes Mäuschen schenken könnte, wie ich neulich eins gesehen habe. Wenn man ein schwarzes dazu tut, so meint man, es wär der Müller und Schornsteinfeger beisammen.

Nun leb wohl, liebes, bestes Kind und vergiß mich nicht; zum Zeichen meiner treuen Liebe streue ich blauen Sand auf das Geschriebene.

Cassel, am 8. November 1817.

Dein treuer Wilhelm Grimm.

Als die Tochter 10 Jahre später eine Krankheit überstanden hatte, schreibt er:

Ich käme gern jeden Tag ein Stündchen zu Dir und wollte Dir alles sagen und erzählen, was Du gern hörst. Ich habe mir schon oft eine Vorstellung von Eurer Wohnung gemacht. Von dem Markt in M. habe ich eine dunkle Idee, ich habe ihn einmal in einem Bilde gesehen, aber es ist schon lange, hohe aber schmale Häuser mit einem Schnabel in die Luft hinein, da gegenüber hinter einem Fenster, auch hoch und schmal, sitzt unser Liebes und denkt, heute ist mir wirklich etwas besser, es sage es nicht bloß, um die andern zu beruhigen, und es sieht dem Schatten zu, der an den Häusern gegenüber in die Höhe steigt. Ich weiß recht gut, wie einem zu Mut ist; einmal ein ganzes Jahr durft ich das Zimmer nicht verlassen, ich hatte mir den Tag genau eingeteilt, nur zwei Stunden durfte ich zeichnen, weil ich nicht länger gebückt sitzen sollte. Ich hatte einen kleinen viereckigen Tisch, dunkelbraun gebeizt und zeichnete in Sepia eine Madonna, die wurde ganz zart ausgeführt, in der Art, wie J. zeichnete, und ich hatte das feinste englische Papier und sehe noch den Rand mit zierlichen Arabesken. Das Wasser, um die Sepia anzufeuchten, hatte ich in einer kleinen Achatschale, von der ich noch alle Adern und Flecken weiß. Wenn ich mich Tags manchmal vor Müdigkeit legen mußte, betrachtete ich die Decke, die hatte weißen Grund und große und kleine Blumen darauf untereinander, und ich hatte eine Art Mitleid mit mir selbst, daß mich so etwas beschäftigen könnte, war es aber doch zufrieden.

Eine hervorragende Bedeutung haben die Musikerbriefe dieses Zeitabschnitts, besonders die Briefe Felix Mendelssohns und Robert Schumanns. Im Jahre 1831 hielt sich Mendelssohn in Rom auf, und in einem Brief an die Seinen entwirft er ein lebensvolles und anschauliches Bild der Papstwahl und Papstkrönung im Februar 1831.

Rom, den 8. Februar 1831.

„Der Papst ist gewählt, der Papst ist gekrönt. Sonntag hat er in St. Peter die Messe gelesen und den Segen gegeben. Abends war Kuppelbeleuchtung und Girandola zugleich; Sonnabend hat der Karneval angefangen und rauscht in den buntesten Gestalten fort. Jeden Abend war die Stadt illuminiert. Gestern Abend war bei dem französischen Gesandten Ball, heut gibt der spanische sein großes Fest. Neben meinem Hause verkaufen sie Konfetti und schreien. Und nun könnte ich eigentlich aufhören, denn warum beschreiben, was unbeschreiblich ist? Diese göttlichen Feste, die an Pracht und Glanz und Lebendigkeit alles übertreffen, was sich die Einbildungskraft hervorbringt, die laßt Euch mündlich von Hensel ausmalen; mit der kalten Feder kann ich's nicht. — Und wie sich denn alles in den acht Tagen gewendet hat, so scheint die mildeste, wärmste Sonne, und man bleibt bis Sonnenuntergang auf den Balkons im Freien. — O, könnte ich Euch nur eine Viertelstunde von dieser Luft im Brief mitschicken oder mitteilen, wie das Leben ordentlich fliegt, und jeder Augenblick seine eigene, unvergeßliche Freude bringt! Sie haben gut Feste geben hier, beleuchten sie die einfachen Architekturlinien, so steht der St. Petersdom brennend in der dunklen veilchenblauen Luft und glimmt ganz still — geben sie ein Feuerwerk, so erhellt das die dunklen, dicken Mauern der Engelsburg und fährt in die Tiber nieder — fangen sie ihre tollen Feste im Februar an, so scheint die hellste Sonne darauf nieder und verschönt alles — es ist ein unglaub-



liches Land. Aber beschreiben muß ich doch, wie es mit meinem Geburtstage so ganz anders kam, als ich dachte; nur kärglich aber, denn in einer Stunde geht's auf den Corso in den Carneval. Es gab Vorfeier, Feier und Nachfeier. Am 2. Februar saß Satini morgens auf meiner Stube und sagte auf meine ungeduldigen Fragen nach dem Konklave mit diplomatischer Miene, vor Ostern dürfte es schwerlich einen Papst geben. Herr Brisbane kam dazu, erzählte, wie er seit Berlin auch in Konstantinopel, Smyrna usw. gewesen sei, und fragte nach allen Berliner Bekannten; da fällt auf einmal ein Kanonenschuß und noch einer, und die Leute stürzen über den spanischen Platz und schreien aus voller Kehle. Wir drei stieben auseinander, Gott weiß wie, außer Atem aufs Quirinal, und eben ging der Mann wieder hinein, der aus dem durchbrochenen Fenster gerufen hatte: *annuncio vobis gaudium magnum habemus papam R. E. dominum Cappellari, qui nomen assumpsit Gregorius XVI.*\*) Nun drangen aber alle Kardinäle auf den Balkon nach und schöpften frische Luft und lachten untereinander. Seit 50 Tagen kamen sie zum erstenmal ins Freie und sahen so lustig aus, und die roten Käppchen glänzten hell in der Sonne; der ganze Platz war mit Menschen gefüllt, an den Obelisken und die Pferde des Phidias kletterten sie hinauf, aber die Statuen ragten weit über alles in die Luft. Nun kamen Wagen bei Wagen, und sie drängten und schreien. Dann erschien der neue Papst, vor ihm her das goldene Kreuz; und er segnete die ganze Volksmenge zum ersten Male, während die Leute zugleich beteten und Juchhe schreien, alle Glocken in Rom läuteten, dazu Kanonenschüsse, Trompeten und Militärmusik — das war nur die Vorfeier. Denn als ich den folgenden Morgen früh der Menschenmenge die lange Straße hinunter folgte

\*) Ich verkündige euch große Freude, wir haben einen Papst der römischen Kirche, den Herrn Cappellari, der den Namen Gregor XVI angenommen hat.

und auf den Petersplatz kam, der schön war, wie ich ihn nie gesehen hatte, von der Sonne hell beschienen, die Wagen hin und her schwärmend, die roten Kardinalskutschen im höchsten Staat nach der Sakristei zu rollend, mit gestickten Bedienten hinten auf und die zahllosen Menschen aller Nationen aus allen Ständen, allen Lagen, und als über dem allem die Kuppel und die Kirche ganz bläulich schwebten, denn es war starker Duft in der Morgenluft, so dachte ich mir wohl, Cappellari würde das auf sich beziehen, wenn er es sähe; aber ich wußte es besser — das war eben die Geburtstagsfeier, und die ganze Papstwahl und die Huldigung ein Schauspiel mir zu Ehren. Aber es war gut gespielt und sehr natürlich, und ich werde es mein Leb-lang nicht vergessen. Die Peterskirche war gedrängt voll; der Papst mit den Pfauenwedeln wurde hineingetragen, auf den großen Altar gesetzt, und die päpstlichen Sänger intonierten: tu es sacerdos magnus.\*) Ich habe nur 2 oder 3 Akkorde gehört, aber es braucht eben gar nicht mehr, nur den Klang. Dann kam ein Kardinal nach dem andern und küßten ihm den Fuß und die Hände, und dann umarmte er sie. Wenn man so ein Weilchen zugesehen hat, gedrängt unter den Menschen steht, sich nicht bewegen kann und dann auf einmal in die Höhe sieht, in die Kuppel bis zur Laterne hinauf, das gibt ein sonderbares Gefühl. Ich stand mit Herrn Diodati mitten unter einem Rudel Kapuziner.

Die heiligen Männer sind aber gar nicht andächtig bei so etwas und sehr unappetitlich. Aber ich muß eilen; es wird Karnevalszeit, und von dem darf ich nichts verlieren. Abends zu meinem Geburtstage verbrannten sie Pechtonnen auf allen Straßen und erleuchteten die Propaganda; wie die Leute glaubten, weil es des Papstes ehemalige Wohnung ist; wie ich glaube, weil sie mir gegenübersteht, und ich mich nur aus dem Fenster legen durfte,

---

\*) Du bist ein Hoherpriester.

um alles zu genießen. Dann kam der Ball von Torlonia, und überall guckten da rote Käppchen oben und rote Strümpfe unten vor. Den folgenden Tag arbeiteten sie mit allen Kräften an Gerüsten, Verschlägen, Bühnen für den Karneval; die Leute schlugen Edikte an übers Pferderennen; Maskenproben wurden ausgehängt und als Nachfeier die Kuppelbeleuchtung und Girandola auf Sonntag angefeht. Sonnabend ging man aufs Kapitol, um zu erleben, wie die Juden sich ausbitten, wieder ein Jahr in der heiligen Stadt geduldet zu werden, und wie man es ihnen am Fuß des Hügels erst abschlägt und dann oben nach wiederholter Bitte gewährt und ihnen den Ghetto anweist. Das Ding war sehr langweilig; man wartete zwei Stunden und verstand endlich die Rede der Juden ebenso wenig wie die Antwort der Christen. Ich ging verdrießlich herunter und meinte, der Karneval finge schlecht an. So kam ich in den Corso und dachte an nichts, als ich auf einmal mit Zuckererbsen beregnet bin. Ich sehe auf — so sind es junge Mädchen, die ich auf Bällen zuweilen wohl gesehen hatte, aber wenig gekannt, und wie ich in meiner Verlegenheit den Hut abnehmen und grüßen will, gehts Werfen erst recht an. Der Wagen rollt vorüber und im folgenden sitzt Miß T., eine zarte, schöne Engländerin. Ich will wieder grüßen, aber sie wirft auch. Nun wurde ich wild, nahm Konfetti und grüßte tapfer. Es wimmelte von Bekannten, mein blauer Überrock sah müllermäßig aus; auf einem Balkon standen B.s und hagelten faustdicht herunter; und so mit werfen und geworfen werden unter tausend Neckereien, inmitten der tollsten Masken, mit dem Pferderennen ging der Tag zu Ende. — Den folgenden Tag war kein Karneval; aber zum Ersatz gab der Papst den Segen aus der Loggia am Petersplatz, wurde in der Kirche zum Bischof geweiht und abends war Kuppelbeleuchtung. Wie die Veränderung der Beleuchtung des Gebäudes in einem Augenblick wirkt, laßt

Hensel zeichnen oder erzählen, wie er will. Mir war besonders das plötzliche, überraschende Zeichen der Gegenwart so vieler Hundert Menschen, die man nicht sieht und die da in der Luft herumsteigen und wirken, ganz betäubend. Und die göttliche Girandola! Aber wer mag's fassen? Und nun geht's wieder los; lebt wohl, ich beschreibe nächstens weiter. Gestern auf dem Karneval wurde schon mit Blumen und Bonbons geworfen, und ich bekam von einer Maske ein Bouquet und Prügel, die ich mir getrocknet habe, um sie Euch mitzubringen. — An Arbeiten ist jetzt nicht zu denken; nur ein kleines Lied hab' ich gemacht; in den Fasten will ich wieder fleißig werden; wer denkt jetzt an Schreiben und an Noten? Ich muß nun hinaus, lebt mir wohl, Ihr Lieben.

Selig.

Der ganze Reichtum einer ideal angelegten und den höchsten Zielen zustrebenden Jünglingsnatur offenbart sich in den Jugendbriefen Robert Schumanns. Den wichtigsten Brief, den er je geschrieben hat und schreiben wird, nennt er den hier folgenden an seine Mutter. Sein ganzes Leben war bis jetzt, wie er selbst bemerkt, ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa oder zwischen Musik und Rechtswissenschaft. In Heidelberg nämlich hielt er sich auf, um die Rechte zu studieren, aber sein ganzes Herz zog ihn zur Musik hin.

\*) Heidelberg, den 30. Juli 1830, 5 Uhr.

Guten Morgen, Mama!

Wie soll ich Dir nur meine Seligkeit in diesem Augenblicke beschreiben! — Der Spiritus köcht und pläzt an der

\*) Jugendbriefe von Robert Schumann. Nach den Originalen mitgeteilt von Clara Schumann. Dritte unveränderte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1890.

Kaffeemaschine, und ein Himmel ist zum Küssen rein und golden — und der ganze Geist des Morgens durchdringt frisch und nüchtern. — Noch dazu liegt Dein Brief vor mir, in dem eine ganze Schatzkammer von Gefühl, Verstand und Tugend aufgedeckt ist — die Zigarre schmeckt auch vortrefflich — — kurz, die Welt ist zu Stunden sehr schön, d. h. der Mensch, wenn er nur immer früh aufsteht.

Sonnenschein und blauer Himmel ist noch genug in meinem hiesigen Leben; aber der Cicerone fehlt und das war Rosen. Zwei meiner andern besten Bekannten v. H. . . . aus Pommern, zwei Brüder, sind auch vor acht Tagen nach Italien gereist, und so bin ich oft recht allein, d. h. zuweilen recht selig und recht unglücklich, wie sich's nun trifft. Jeder Jüngling lebt lieber ohne Geliebte als ohne Freund. Noch dazu wird mir's manchmal glühend warm, wenn ich an mich selbst denke. Mein ganzes Leben war ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa oder nenn' es Musik und Jus. Im praktischen Leben stand für mich ein eben so hohes Ideal da wie in der Kunst. — Das Ideal war eben das praktische Wirken und die Hoffnung, mit einem großen Wirkungskreise ringen zu müssen — aber was sind überhaupt für Aussichten da, zumal in Sachsen, für einen Unadeligen, ohne große Protektion und Vermögen, ohne eigentliche Liebe zu juristischen Betteleien und Pfennigstreitigkeiten! In Leipzig hab' ich unbekümmert um einen Lebensplan so hingelebt, geträumt und geschlendert und im Grunde nichts Rechtes zusammengebracht; hier hab' ich mehr gearbeitet, aber dort und hier immer innig und inniger an der Kunst gehangen. Jetzt stehe ich am Kreuzwege, und ich erschrecke bei der Frage: Wohin? — Folg' ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst, und ich glaube, zum rechten Weg.

Aber eigentlich — nimm mir's nicht übel, und ich sage es Dir nur liebend und leise — war mir's immer,

als verträtest Du mir den Weg dazu, wozu Du Deine guten, mütterlichen Gründe hattest, die ich auch recht gut einsah, und die Du und ich die „schwankende Zukunft und unsicheres Brot“ nannten. Aber was nun weiter? Es kann für den Menschen keinen größeren Qualgedanken geben als eine unglückliche, tote und leichte Zukunft, die er sich selbst vorbereitet hätte. Eine der früheren Erziehung und Bestimmung ganz entgegengesetzte Lebensrichtung zu wählen, ist auch nicht leicht und verlangt Geduld, Vertrauen und schnelle Ausbildung. Ich stehe noch mitten in der Jugend der Phantasie, die die Kunst noch pflegen und adeln kann; zu der Gewißheit bin ich auch gekommen, daß ich bei Fleiß und Geduld und unter gutem Lehrer binnen sechs Jahren mit jedem Klavierspieler wetteifern will, da das ganze Klavierspiel reine Mechanik und Fertigkeit ist; hier und da hab' ich auch Phantasie und vielleicht Anlage zum eigenen Schaffen — nun die Frage: Eins oder das andere; denn nur: Eines kann im Leben als etwas Großes und Rechtes dastehen; — und ich kann mir nur die eine Antwort geben: nimm Dir nur einmal Rechtes und Ordentliches vor, und es muß ja bei Ruhe und Festigkeit durchgehen und ans Ziel kommen. In diesem Kampf bin ich jetzt heißer als je, meine gute Mutter, manchmal tollkühn und vertrauend auf meine Kraft und meinen Willen, manchmal bange, wenn ich an den großen Weg denke, den ich schon zurückgelegt haben könnte und den ich noch zurücklegen muß. — Was Thibaut anbelangt, so hat er mich längst schon zur Kunst hingewiesen; ein Brief von Dir an ihn würde mir sehr lieb sein, und auch Thibaut würde sich freuen; er ist aber schon seit einiger Zeit nach Rom gereist, so daß ich (ihn) nicht wieder sprechen werde.

Blieb' ich beim Jus, so müßte ich unwiderruflich noch einen Winter hier bleiben, um bei Thibaut die Pandekten zu hören, die jeder Jurist bei ihm hören muß. Blieb' ich bei der Musik, so muß ich ohne Widerrede von hier fort

und wieder nach Leipzig. Wieck in L., dem ich mich gern ganz anvertraue, der mich kennt und meine Kräfte zu beurteilen weiß, müßte mich dann weiter bilden; später müßt' ich ein Jahr nach Wien, und, wär' es irgend möglich, zu Moscheles gehen. Eine Bitte nun, meine gute Mutter, die Du mir vielleicht gern erfüllst. Schreibe Du selbst an Wieck in Leipzig und frage unumwunden: was er von mir und meinem Lebensplan hält. Bitte um schnelle Antwort und Entscheidung, damit ich meine Abreise von Heidelberg beschleunigen kann, so schwer mir der Abschied von hier werden wird, wo ich so viele gute Menschen, herrliche Träume und ein ganzes Paradies von Natur zurücklasse. Hast Du Lust, so schließe diesen Brief in den an Wieck ein. Jedenfalls muß die Frage bis Michaelis entschieden werden, und dann soll's frisch und kräftig und ohne Tränen an das vorgesteckte Lebensziel gehen.

Daß dieser Brief der wichtigste ist, den ich je geschrieben habe und schreiben werde, siehst Du und eben deshalb erfülle meine Bitte nicht ungern und gib bald Antwort. Zeit ist nicht zu verlieren.

Lebe wohl, meine teure Mutter, und bange nicht. Hier kann der Himmel nur helfen, wenn der Mensch hilft.

Dein Dich innigstliebender Sohn

Robert Schumann.

Welche Poesie, welche zarte Innigkeit offenbart sich in dem Brief zum Geburtstage seiner Mutter im November 1830.

Leipzig, am 28. November 1830.

Meine geliebte Mutter!

Was kann ich Dir an diesem Tage geben, als Wünsche, die keinen Namen kennen und Hoffnungen für Deine und

meine Zukunft? — Es stand jetzt über meinem Leben ein Gewitter — aber wie ein Regenbogen ruht der heutige Tag darauf, und die Wolken träufeln nur noch. — Wie viel Wünsche und Ziele dieses letzte Jahr auch zu Grabe getragen haben mag, so darf Dir meinewegen keines teurer sein als dieses. —

Wirf die Schmerzen hinter Dich und schöne, große, ruhige Gestalten wachsen daraus, die Dir lächelnd nachsehen. So warfen einst Deukalion und Pyrrha Steine hinter sich, und schöne griechische Menschen standen auf. Ich sag's mir oft. —

Um mich Dir ganz wiederzugeben, wollt' ich Dir meinen gemalten Doppelgänger schicken; er ist aber nicht fertig geworden und verspätet deshalb den Brief.

Lächle ihn freundlich an, wenn er kommt — und verlaß mich nicht, meine gute Mutter!

R.

Gleich reizend ist der Brief aus Leipzig an seine Mutter und Geschwister.

Leipzig, am 17. April 1832.

Gute Mutter,  
Gute Therese, Rosalie und Emilie,  
Guter Eduard, Karl und Julius.

Das Wetter ist heut' gar so duftig und himmlisch, und ich wünschte mir nichts als einen Wagen aus Rosen geflochten, den ein Heer von Schmetterlingen an Gold- und Silberfäden in die Heimat zöge; dann würde ich zu ihnen sagen: tragt die Papillons zu Theresen, Rosalien und Emilien, flattert und jubelt um sie, so leicht und selig Ihr wollt, sagt der alten, guten Mutter etwas von meinen Träumen und Gedanken und von meinem Schweigen, das



wie eine stumme Sprache war, sagt ihr auch, daß mit der Taubenpost ein langer, schöner Brief ankommt, der mein Schweigen zwar nicht entschuldigen kann, doch brechen soll, so sanft wie sich der Regenbogen in Prismen oder im Strome bricht — sagt auch den guten Brüdern, daß ich ihrer herzlich gedenke, und daß ihr Leben leicht wie Euer Flug und tief wie Eure Bedeutung sein möge, — sagt allen: daß ihr mich oft auf stillen Wegen und Wiesen findet, und daß ihr mich bald auf dem Wege nach der Heimat begleiten sollt, zwar nicht an den stillen Osterfeiertagen, doch am blühenden Pfingsten — bittet sodann alle, daß sie sobald als möglich die Schlussszene aus Jean Pauls Flegeljahren lesen möchten, und daß die Papillons diesen Larventanz eigentlich in Töne umsetzen sollten und fragt sie dann, ob vielleicht in den Papillons etwas von Winas Engelsliebe, von Walts Dichtergemüt und von Dulcs scharfblickender Seele richtig widerspiegelt — sagt und fragt dies alles und noch mehr, noch mehr. Da zieht denn fort, fliegende Boten, und kommt bald mit einem Liebesworte meiner Mutter, Brüder und Schwestern zu

Eurem

Robert.

Durch die Frische ihrer Anschauung, durch die Wärme und gemütvollte Lebendigkeit, durch den gefunden, kindlich frommen Sinn, mit dem er die Dinge betrachtet, zeichnen sich die Briefe eines jungen Deutschen aus Andalusien aus, der zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit einige Jahre in Malaga verlebte. Die erhoffte Genesung sollte er nicht finden; gerade im Begriff, sich ein eigenes Geschäft zu gründen, starb er plötzlich fern von der Heimat und ruht auf dem protestantischen Friedhof in Malaga.

Dr. Wilhelm Häring (Willibald Alexis), der Schöpfer der vielen Romane aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte, hat seine Briefe 1842 herausgegeben.

August 1840.

Mein Glück wollte, wenn man es so nennen kann, daß ich in den ersten acht Tagen hier eines der großen spanischen Nationalspiele zu sehen bekam, von dem wir so viel gehört. Ich meinte immer, was wir davon lesen, sei übertrieben und komme jetzt wenigstens nicht mehr vor. Aber das heutige Stiergefecht wird noch gerade so gefeiert, wie es vor vielen hundert Jahren wurde, und der Spanier läßt sich davon nichts abdingen. Wer ihm sagen wollte, das sei ein barbarisches Spiel, welches für unsere Sitten nicht mehr passe, käme schlimm an. Hier wollen alle Liberale sein, — und was für Liberale! — und meinen wunder, wie weit vorgeschritten zu sein in der Kultur und Humanität, aber ihre grausamen Stiergefechte ließen sie sich nicht nehmen.

Ich erhielt von N . . . ein Billet geschenkt. Dies hinderte mich, mit meinen Bekannten dahin zu gehen, da diese bestimmte Plätze in den Logen hatten. Ich mußte mich also allein in das Gedränge begeben und mir unter der Masse meinen Platz suchen.

Das war mir nicht angenehm; im Grunde war es aber sehr gut. Denn auf diese Weise bekam ich das spanische Schauspiel aus der ersten Hand, und zu deutschen Reflektionen darüber hatte ich keine Zeit unter den entzückten Menschen, die mit Leib und Seele daran teilnahmen. Ich mußte mit sehen, hören, jubeln, schreien, mich freuen und schaudern, und wahrhaftig, von der Lebendigkeit ihrer Gesten fuhr etwas in mich. Wer bleibt da unangesteckt!

Zu meinem Glück kam ich neben einem ganz höflichen Spanier zu sitzen, der mir als Fremden die Sache, so gut es ging, erklärte. Schwer ging es freilich, denn mit meinem Spanisch will es noch immer nicht recht fort.

Welch ein Anblick! Mehr als 14000 Menschen hatten sich eingefunden, mehr als 14000 vor Verlangen nach dem wilden Schauspiel glühende Menschen, aus allen Ständen, gepußt wie zu einem seltenen Feste, stolz einherschreitend in dem schönen Nationalkostüm. Alle in der prachtvollen Maja, einer weißen kurzen Seidenjacke, mit Silber besetzt, auf der Brust in einer feinen Krause zusammenlaufend, umgürtet mit der Taja, die helle rotseidene Schürze; dazu helle Sommerbeinkleider, weiße Strümpfe, leichte Schuhe. Als Kopfbedeckung den spitzen Hut, unter dem das schwarze, glänzende, üppige Haar hervorquillt. Diese bunten Massen umdrängen den Kreis, in dem das Schauspiel vor sich gehen soll, jubelnd, lärmend. Der allenthalben überlaute Pöbel war hier gar mit Instrumenten zum Lärmmachen bewaffnet, mit Blechhörnern, unsern Nachtwächtertuten ähnlich, um das Brüllen der Stiere nachzuahmen, Trommeln und Pfeifen, um durch die schallendsten Töne das wilde Tier noch zu reizen. Viele schwingen Piken, Fahnen, Tücher, um das Auge des gehezten Tieres noch zu blenden, und alle diese Instrumente im Sturm der Erwartung jenes unvergleichlichen Schauspiels probiert, das ist ein Anblick, ein Lärm, der durch Auge und Ohr die Seele zu einer Wildheit reizt, die einem Schauspiel wie dem kommenden vorangehen muß, wenn man darin, gleich dem Spanier, das größte Vergnügen der Welt genießen will.

Nicht minder stürmisch, wenn auch mit enormer Grandezza geht es auf den Logen ringsum zu. Die stolzen Spanierinnen, weniger schön aber weit leidenschaftlicher noch als sie verschrienen sind, liegen weit über die Brüstung gelehnt und verschlingen mit gierigem, feurigem Auge jede Anstalt zu dem herrlichen Vergnügen, das ihnen bevor-

steht. Die schwarzseidenen Kleider, die schwarzen Schleier, von der glänzenden Haartour herabwehend bis zur Taille, umschließen die üppigen Formen. Wie so ganz eigen ist der Teint, eine eigentümliche Mischung von Fettgelb und Rosa, und diese Mischung so hell und rein, so ganz geeignet, den Ausdruck der Augen, der lebhaften Mienen zu unterstützen. Hinter ihnen hatten die Herren Platz genommen, jeder den Fächer seiner Dame als Abzeichen ihrer Gunst in der Hand. Noch siegt ihr Stolz, ihre Würde über die Lust, in gleichen Jubel mit der Masse auszubrechen, bald aber soll dieser Stolz vor der Macht des Schauspiels erliegen, das sich nunmehr eröffnet.

Die Kämpfer erscheinen, sechs Picadores zu Pferde, mit Lanzen bewaffnet, um dem Stiere die ersten Wunden beizubringen. Die Rosse, vorher wild gereizt, von den Helden kräftig durch Zaum und Gebiß gezähmt, durchmaßen kunstvoll den Kampfraum mit kurzen, gefährlichen Sätzen. Das Volk jubelt, die Pfeifen schrillen, die Trommeln dröhnen, die Fahnen, die Piken werden geschwenkt zu Ehren der Picadores, die sich nun dankend verneigen. Doch die Szene erneuert sich: sechs neue Helden, die Juelos, junge, äußerst gewandte Kerle mit bunten Mänteln oder besser Tüchern umhängen, mit denen sie das Tier reizen und wild machen, erschienen. Auch diese danken für den Gruß, der ihnen entgegenschallt, lauter aber kürzer; denn nun soll er erscheinen, er, der Held des Tages.

Ich wußte nicht, wen mein Nachbar, der so freundlich war, in seiner Freude einige erklärende Worte an mich zu richten, durch „er“ bezeichnet, ob den Stier oder den Hauptkämpfer. Er meinte den letzteren, das sah ich, als er erschien.

Was ist der Wahnsinn in unsern Balletts, wenn die Gefeierteste von hinter den Kulissen auf einem Beine daherschwebt, mit dem anderen Triller und Wirbel schlagend, gegen den, der halb Spanien ergreift, wenn Don Montes,

der große Stierfechter, in der Runde erscheint! Gegen den ist ein König nichts, der freilich jetzt überhaupt in Spanien nicht viel ist, aber auch Espartero nichts, der doch ein kleiner Napoleon sein soll. Er ist, ja mir fehlt ein Gleichnis, was Don Montes ist.

Wo er auftritt, jubelt das Volk; das deutsche Wort Jubel ist aber für den spanischen Enthusiasmus nicht genug. Vielleicht sagt Euch das deutlicher, was Don Montes bedeutet, wenn ich Euch sage, daß sein Portrait in jedem Damenzimmer hängen muß. Der Gefeierte, mit einem Wort, der erste Mann Spaniens, der schlanke Don Montes ist es, der gelbliche, überreich gepuhte, wie er jetzt vor uns stand, das stechende kleine Auge rundum mit einer gefährlichen Hast werfend und stolz dankend für den lärmenden Beifall, mit dem sein Auftreten schon begrüßt wurde.

Doch plötzlich wurde wieder alles still. Die Picadores stellten sich bereit zum Empfange des neuen Gastes in ihrer Mitte, die Juelos breiteten ihre Mäntel aus, Don Montes reckte den Hals, ballte die Fäuste, sperrte die glitzernden Augen auf.

„Jetzt! jetzt!“ rief mein Nachbar, und stieß mir mit dem Ellenbogen so heftig in die Seite, daß ich hätte aufschreien mögen; allein ich hatte hierzu kaum Zeit, denn in diesem Augenblick ertönte die Trompete, und ein Stier, groß und breitknochig, wie ich noch keinen sah, sprang, den Kopf gesenkt, die glänzenden Hörner zum Aufspießen bereit, in die Barriere und rannte mit aller Macht auf einen der Picadores los; dieser aber hatte in demselben Augenblick eine Wendung gemacht, der Stoß ging in die Luft, während der Picador mit unbegreiflicher Geschicklichkeit die Lanzenspitze in den Hals des Tieres senkte. Das Tier ließ von ihm ab und rannte mit einem fürchterlichen Brüllen, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, im Kreis in der Barriere herum. Der erste der Juelos begann nun seine Geschicklichkeit zu entfalten, im Plein-carrière lief er

auf den Stier zu, der einen neuen Anfaß nimmt, den Kühnen zu spießen, allein er erreicht ihn nie; der geschickte, äußerst gewandte Bursche weiß in immer neuen Wendungen den Stößen auszuweichen und sie immer wieder von dem Mantel auffangen zu lassen. Dies ging nun so fort, bis das gereizte Tier sich den Kopf in dem langen, dazu eingerichteten Gewand verwickelt hatte. Welch ein Geheul des Beifalls lohnte den Kühnen! Nun nimmt ein zweiter, jetzt ein dritter die Rolle auf, sie laufen vor dem Stier her, der blutend aus seiner Wunde mit verhaltenem Gebrüll immer wütender auf seine Peiniger einstürmt; immer aber wissen die geschickten Juelos auszuweichen und die Wut des Tieres aufs neue zu reizen, und endlich, wenn sie ganz in die Enge getrieben sind, hart an die Barriere, nicht mehr rechts und links weichen können, da hilft ein geschickter, kühner Sprung, mit welchem sie sich über die sechs Fuß hohe Barriere schwingen und nun vom jubelnden Volk mit Bravos empfangen, auf den Händen getragen werden.

Der Stier, bis zur Raserei durch diese Manöver gehetzt, stürzt nun wieder auf die anderen Picadores los, und jetzt kostet es Pferde, zuweilen Menschenleben. Bis an die Stirne stößt er die Hörner in den Bauch der Pferde, die wild aussetzen, die Reiter abschleudern. Die Lanzenstiche fallen nun immer dichter und dichter auf den Hals des Stieres, aber in der Wut achtet er derselben nicht mehr, bis er die Pferde, die nicht geschickt genug sind, durch Wendungen auszuweichen, niedermacht. Zweimal warf er Roß und Reiter mit einem Stoß zu Boden, einem anderen Pferde stieß er mit den Hörnern vorn in die Brust; das Pferd bäumte sich, wild wiehernd, hoch auf den Hinterbeinen auf, um mit den Vorderhufen dem Stier auf den Nacken zu springen, da duckt dieser noch einmal nieder, zum zweiten Stoß ausholend und schlägt dem fast über ihm schwebenden Pferde den Leib der Länge nach auf.

Bravo! Bravo! wie wild jubelt das Volk über diese Heldentat! O, ich wollte, Ihr sähet diese glühenden Gesichter, diese verzerrten, blutdürstigen Mienen des Pöbels, diese geballten Fäuste, fletschenden Zähne, diese lechzenden Mäuler, selbst der zahnlosen Greise. Und die zarten Frauen, wie lebensgefährlich werfen sie sich über die Brüstung, händeklatschend, bravorufend. Sie erschöpfen sich in Lobesausrufungen über das wilde Ungetüm, das bis zu solcher Wut emporgestachelt wurde. Welche Wonne, welche Wollust in den Zügen! Das Auge sieht sich nicht satt an den Zuckungen der sterbenden Pferde; und doch hat es nicht Zeit, darauf zu verweilen; denn der Stier verspricht der Freude weit mehr noch, da die Picadores jetzt zu Fuße sich wiederum zurückziehen, um den Juelos, diesen raffinierten Peinigern, nochmals Platz zu machen.

Die Schnellfüßigen springen wieder heran, die Mäntel haben sie abgelegt, Pfeile mit Widerhaken führen sie in den Händen, an den Spitzen der Pfeile flattern lange breite Papierstreifen. So laufen sie hinter dem wütenden Stier her; dieser seht um, springt auf sie los, doch ehe man sich's versieht, ist die Wendung zur Seite gemacht, und der Stier hat sich mit seiner eigenen Kraft die spizige Lanze mit Widerhaken in den Hals gerannt, die nun mit dem Holzstiel hängen bleibt und bei jeder Bewegung aufs neue schmerzt. Immer neue Lanzen schleppen die Peiniger heran, und immer wilder wird das gequälte Tier; der Hals hängt voll von Stöcken, Pfeilen, Lanzen, alle mit Papier umwickelt; denn ein neues Schauspiel wird vorbereitet.

Fuego! fuego! (Feuer! Feuer!) brüllt es von allen Seiten, Fuego! kreischt es aus dem Munde der zarten Damen, in den schrillendsten Tönen das Geschrei aller überlärmend. Solcher Aufforderung widerstehen die Juelos nicht, sie nehmen neue Stöcke in die Hände, auch diese hängen am Halse des Stieres, aber nun entzünden sie sich und — ein Feuerwerk, ein ganzes Feuerwerk mit Raketen, Schwär-

mern, Schlangen und Körben, so wie es die Feuerwerker hier bereiten können, brennt auf dem Halbe des Tieres ab. Er stürzt im Kreise herum, den Kopf gesenkt, verteilt er die Stöße in die Luft, er brüllt, setzt rechts und links aus; ja, so verkehrt sich die Natur, erstarrt plötzlich, hält einen Augenblick inne und macht wilde Säge rücklings, als ob er dadurch vor sich selber fliehen könnte. Nun endlich gerät das Feuer bis an den Hals, der wütende Schmerz macht sich im fürchterlichsten Gebrülle Luft; wer einen Tropfen spanisches Blut in sich hat, stimmt ein, Kinder, Männer, Jungfrauen, Greise, Matronen, alle jauchzen in einer wütenden Wollust, wie der Stier im wütendsten Schmerze jauchzt, bis er wieder rings im Kreise herumzustürzen beginnt und die Pointe des Schauspiels vorbereitet.

Nun tritt Don Montes auf!

Er geht dem wütenden Tier ruhig entgegen, und dies bleibt vor ihm wie angewurzelt stehen. Ist es die Ruhe, ist es der Blick, was bändigt?

Vielleicht beides. Das Volk jubelt im Bravorufen auf. Don Montes entfaltet einen roten Mantel, der Stier stürzt darauf zu; aber Montes springt ihm entgegen, schreit ihn an, und das Tier hält plötzlich inne. Ruhig nimmt Montes den Mantel über die Schulter und schreitet über den Platz, der Stier will ihm nachstürzen, Montes dreht sich, und der Stier dreht gleichfalls um und nimmt mit entsetzlichem Gebrülle nach der entgegengesetzten Seite seinen Lauf.

Ich war stumm und starrte Don Montes an, der eine so übernatürliche Macht über das Tier besaß. Doch jetzt, beide sind an die Barriere gelangt, beide kehren um, und nun, entfernt aus dem Bereich der Zauberkrast seines Blicks, stürmt der Stier gegen Montes los. Der ihm entgegen; sie treffen auf einander, der Stier hat einen wohlgezielten fürchterlichen Stoß auf ihn geführt, aber Montes hat ihn an den Hörnern ergriffen und ist in einem gefährlichen Sage über das Tier hinweggesprungen!



Doch jetzt, plötzlich befällt den ruhigen Montes der ganze Wahnsinn dieses Kampfes, er ergreift einen Degen, in der Form eines Schlachtmessers, und, heulend wie das Tier, stürzt er auf dieses los und stößt es ihm in den Hals. Durch das Abprallen des brüllenden Tieres wird der Degen wieder frei, und ein Blutstrom ergießt sich über den bereits blutigen Kampfplatz. Das verwundete Tier setzt noch zweimal an, und jedesmal durchfährt im Augenblick, wo alle Montes schon gespießt sahen, sein Degen den Hals, bis das Tier mit der letzten Kraftäußerung in die Höhe sprang und niederstürzte, um zu verröcheln. Das Spiel ist nun beendet. Die toten Pferde und der Stier wurden von vier sehr bunt ausgestaffierten Rossen weggeschleift und der Kampfplatz geräumt, um der Erneuerung desselben Schauspiels Platz zu machen, an dem der Spanier sich nicht satt sehen kann. Während er sich den von Mordlust auf die Stirne getriebenen Schweiß abtrocknet, sammelt er sich, mit gleicher Lust der Wiederholung beizuwohnen. Gerade dies charakterisiert den Spanier am meisten; leicht ist seine Leidenschaft aufgeregt, und auf eine gewisse Höhe gelangt, gilt ihm das Mittel gleich, durch das er sie kühlt. Von der edlen spanischen Nation aus den längst verklungenen Zeiten des Mittelalters ist kaum noch übrig geblieben, was des Namens wert ist; nur einzelne Fragmente deuten darauf hin, was früher hier Großes und Herrliches geschehen und des Spaniers edler Gesinnung einen Platz im Buche der Geschichte sichert. Heute sah ich nur ein in seiner Leidenschaft zum Tier gewordenes Volk vor mir, das um so furchtbarer ist, als es mit Vernunft begabt, diese der Botmäßigkeit seiner blutigen Wollust unterwirft. Es ist nichts Seltenes, daß man Frauen in ihrem rasenden Enthusiasmus zurückhalten muß, damit sie nicht die Schranken überspringen und sich in ihrer Wut dem Stiere entgegenwerfen, um zu kämpfen und zu morden.

Unter dem verderblichen Einfluß der vieljährigen Kriege

ist Spanien tief gesunken, und manches Jahrzehnt möchte darüber vergehen, ehe es sich wieder erhebt, die dichten Geflechte des Unkrauts der Leidenschaft durchbrechend, welche Roheit, Raub und Mordlust um das unglückliche Land gezogen.

— Eine Tigerjagd hätte ich an der afrikanischen Küste mitgemacht, habt Ihr gehört! Nein, meine lieben Eltern, so etwas macht sich nicht so leicht, und wenn Afrika von hier aus nur wie ein Kagensprung weit erscheint, ist die Partie dahin doch mit Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten mancher Art verbunden. Der Reisen dahin werden von Malaga aus sehr wenige gemacht, obschon die marokkanische Küste interessant genug ist. Was ich durch einen Augenzeugen von einer Tigerjagd hörte, will ich Euch gern berichten, da meine Freunde in der Heimat gerade darauf so begierig scheinen.

Die Grausamkeit der Eingebornen Afrikas hat bisher noch nicht der unbedeutendsten Zivilisation Platz gemacht, und die Araber und Marokkaner sind mit dem Kopfschneiden noch immer so schnell zur Hand wie je. Niemand kann daher die Reise dahin unternehmen, es sei denn mit hinreichender Bedeckung. Der einzige von hier aus besuchte Ort ist Tanger, Gibraltar gegenüber, dort haben auch die ersten Mächte Europas ihre Konsuln; allein außer diesen leben keine zivilisierten Leute dort, und wenn ein Fremder eine Reise machen will, so gibt ihm sein Konsul eine Bedeckung von 2—3 bewaffneten Beduinen mit, ohne die er nicht wagen darf, auch nur das Stadttor zu verlassen. Hab und Gut ist sehr gefährdet und auch das Leben.

Die Konsuln bilden in Tanger eine komplette Kolonie, eine zivilisierte Oase in der Wüste der Wildheit, zu der nur der marokkanische Gouverneur Zutritt hat, der einzige

Eingeborne, der um- und zugänglich ist. Da ist denn natürlich die einzige Beschäftigung die Jagd, und zwar: die Löwen- und Tigerjagd. Zu solchem Vergnügen werden dann oft einige befreundete Spanier eingeladen, und von einem derselben habe ich etwa folgende Erzählung gehört, die er in der Tat meisterhaft lebendig vortrug, und die mit der wildesten Begeisterung von allen angehört wurde.

„Wir ritten am frühen Morgen noch vor Sonnenaufgang aus. Den Abend vorher hatten wir uns den ganzen Leib mit Öl gerieben, um, wie uns unsere Landsleute drüben sagten, geschmeidig zu sein. Mir bekam es aber nicht wohl, ich glaube, weil es den Schweiß unterdrückt. Ich hatte deshalb auch schlecht geschlafen und saß auf dem Renner, es war ein Araber von echter Rasse und voller Tücke, hölzerner, steifer als je. Gerade als wir aus Tangers schmutzigen, engen Gassen waren und das Feld erreichten, blickte der Sonnenrand empor, und ein Rosenrot flog über die üppige Landschaft. Uns kümmerte es nicht viel. Wir waren unserer acht Europäer und hatten zwölf Beduinen in Begleitung und noch einen dreizehnten, einen Knaben von etwa vierzehn Jahren, der ein Muster von Häßlichkeit im Antlitz und von Schönheit und Gelenkigkeit im Körperbau war. Wie das immer geschieht, hatten wir die europäische Kleidung abgelegt und uns mit dem leichtesten Beinkleid und einer Art leichter Jacke gekleidet. Neben einer sandigen Hügelkette zog sich in der Ferne ein dunkler Weg, den wir auch ohne Aufenthalt zurücklegten. Daß wir hier ein Wild treffen würden, durften wir kaum hoffen, doch wäre es möglich gewesen, weshalb wir die Pistolen im Gürtel griffgerecht steckten, die kurzen Lanzen bequem ans Knie legten und den Säbel zur Hand hängten, und so ging es denn ins Dickicht hinein, unser Beduinenburtsche immer voran, mit den Luchsaugen am Boden und durch das Dickicht spähend.

Die Sonne stieg jetzt immer höher, und die Hitze wurde

drückender, doch der Schatten einiger Oliven- und Dattelbäume gab uns labende Kühlung. Hier lagerten wir uns, nahmen ein sehr kurzes Mahl ein und sprangen wieder zu Rosse. Unser Beduinenknabe behauptete, daß wir vor Abend kein Wild auffinden würden, und wirklich zogen wir nun immer weiter nach Süden, ohne auf solches zu stoßen. Am späten Nachmittag kamen wir in die Nähe eines Dorfes, dessen Bewohner aber die Flucht ergriffen, sobald sie uns sahen. Einige Minuten waren wir also wirkliche Herren des Dorfes, in dem sich nur einige Greise und Kinder befanden; die Frauen waren ebenfalls geflohen oder hatten sich versteckt. Ebenso sahen wir die Herden weit zerstreut in einem ungeheuren Umkreis treiben, und ich muß gestehen, daß dies eine sehr praktische Maßregel gegen Räuber sein mag, die, so groß auch ihre Zahl ist, nicht imstande sein wird, so weit zerstreute Herden zusammenzubringen und fortzutreiben. Vergebens hatten wir alle möglichen Friedenszeichen gemacht, um die armen Leute nicht zu ängstigen. Erst als wir wieder aus dem Dorfe ritten, wo wir nur ein wenig Wasser zu uns nahmen, und die Geflohenen und Verborgenen merkten, daß wir keineswegs ihre Habe verlangten, da zeigten sie sich und sammelten sich bald, neben uns her laufend und bettelnd, zu einer bedenklich starken Schar, die uns bald an Zahl und Waffen weit überlegen war. In der That wäre es ein Kleines gewesen, hier ein blutiges Abenteuer zu erleben, zumal die Bettler immer zudringlicher wurden, und sich einige Reiter auch ihrerseits einfanden. Als wir jetzt, statt der Bettelworte, Fluch- und Schimpfworte hören mußten, und unsere Dorfbegleitung immer lauter und lauter wurde und endlich uns mit Geschrei verfolgte, ließen wir unsern Pferden freien Lauf und ergriffen buchstäblich die Flucht, um nicht in ein unvermeidliches Handgemenge zu geraten. Das schimpflichste, aber das klügste, was wir tun konnten, da wir bestenfalls nicht einmal Ehre gewinnen würden.

Die Sonne ging nun bald unter, und wir kamen auf ein weites Hügelland. Als wir dies durchflogen hatten, sahen wir eine weite Sandebene vor uns, und nur ein dunkler Streif in der Ferne zeigte uns an, daß wir jenseits wieder in Waldungen kämen. Rechts ab, in einer tüchtigen Ferne, ragte Gebirge hervor, in dem ein eigner Beduinenstamm, dessen Namen ich vergessen, seinen Sitz hat.

Hier auf der Sandebene entdeckte unser Beduinenknabe, der immer weit voraus war, die Fußtapfen eines Tigers. Wir folgten seinem Rufe, und wirklich sahen wir auch die gar nicht zu verkennende Spur. Der Tiger nämlich tritt mit den Vorderbeinen enger aus als mit den Hinterbeinen, mit denen er ziemlich ungeschickt und breitbeinig schreitet; desto kräftiger ist daher auch sein Ansaß zum Sprung, und desto sicherer ist dieser. An seiner Breitbeinigkeit erkennt man daher den Tiger und schätzt auch seine Stärke danach. Unserer mochte an Breitspurigkeit einer der bedeutendsten sein, die sich in den Küstenländern zeigen. Wir gingen dieser Spur nach. So lange die Spuren der Hinterbeine hinter denen der Vorderbeine zu erblicken, und Vorder- wie Hinterbeine nach einander ausgeworfen sind, ist dies ein Beweis, daß das Tier ruhig dahin schritt. Dies war hier der Fall. Wir verfolgten den geraden, gleichmäßigen Schritt des Tieres. Hier hat es still gestanden, hier sich hastig umgedreht. Jetzt muß es einen schnelleren Lauf begonnen haben; denn jede Tacke hat den Sand tief ausgehöhlt und einen kleinen Aufwurf hinter sich gelassen. Nun wußten wir, daß wir dieser Spur eine tüchtige Strecke folgen können. Auch ließ diese, da sie sehr frisch war, schließen, daß wir dem edlen Wild nahe waren, und so kamen wir, nahe bei Sonnenuntergang, an den Saum des Waldes, wo der hochgrasige Boden die Spur sehr unsicher machte.

Wir ließen uns hier nieder mit dem Entschluß, nötigenfalls hier die Nacht zuzubringen. Allein auf Antreiben

unseres Beduinenknaben ließen wir uns nur zu einer kurzen Rast und einem kargen Mahl Zeit und saßen wieder auf, um, wie unser Bursche riet, das Terrain kennen zu lernen.

Und das war gut geraten. Der Wald zog sich quer der Richtung, wo wir herkamen, sehr weit in die Länge, während er sehr schmal, kaum eine halbe Stunde breit war. Wenigstens mochten wir keine halbe Stunde in der Richtung fort, wo wir hergekommen waren, geritten sein, als wir wieder eine ziemlich große Sandfläche vor uns sahen. Der Bursche durchflog nun nach allen Richtungen diese Fläche, entdeckte aber nichts von einer frischen Tigerspur, und da diese selten anders als geradeaus laufen, so zogen wir den richtigen Schluß, daß er sich weder rechts noch links in die Länge des Waldstriches verloren sondern in unserer Nähe sei.

Sollten wir im Walddunkel bei hereinbrechendem Abend die Jagd wagen? Dies war eine große Frage. Viele waren dafür, viele dagegen. Unser kleiner Beduinenteufel, — denn wirklich, der Knabe hat etwas von einem Teufel in seinem Wesen, — zappelte mit Händen und Füßen gegen den Gedanken, nicht sogleich die Jagd zu beginnen, und wollte von keinem Imbiß wissen. Er schalt uns Faulenzer und geriet in eine Wut, als ob wir seine Knechte wären, die er zur Arbeit antreibt. Uns Europäer ergözte dies; aber bald trieb er es zu arg, und einer unserer Begleiter, der ein Verwandter von ihm war, erhob eben, im Zorn über seinen groben Ungehörigkeit, seine Lanze, um ihm mit dem Schaft eins zu versetzen, als er vor unsern Augen mit einem wilden Gelächter, das mir wahrhaftig wie aus der Hölle vorkam, verschwand. Er hatte seinem Rosse, das eben so höllisch wild war wie er selbst, in die Weichen geschlagen, und dies setzte mit ihm ins Dickicht hinein, so daß wir im Nu ihn verloren, und nur später, als wir stiller wurden und lauschen konnten, hörten wir ihn das Dickicht in der Ferne durchbrechen.

Eine ganze Zeit verging, wir hatten den Plan gemacht, die Nacht am Saum des Waldes zuzubringen, wo wir Feuer anzuzünden gedachten. Nun wurde es in der Ferne still, und wir begannen, uns um den kleinen Teufel zu ängstigen. Allzuweit konnte er nicht sein. Wir riefen, allein keine Antwort; wir drohten, alles still. Sollte er zu weit abgekommen sein? Wir beschloßen, alle vereint, mit einem Male zu rufen; das mußte er hören; aber auch hierauf blieb alles still. Nun begannen wir also einen Platz am Waldsaum aufzusuchen, wo wir ein Feuer anzünden und uns um dasselbe lagern könnten.

Ein Zelt hatten wir bei uns, allein die Nacht war zu schön, und um es nur zu sagen: so erboßt wir auf ihn waren, beneideten wir doch alle den kleinen Teufel wegen seines Mutes, weshalb wir nicht daran denken wollten, unter das Zelt zu kriechen.

Kaum waren wir einig geworden über die Stelle, wo wir unser Nachtlager halten wollten, als unsere Rosse ein eigentümliches Zittern befiel, sie hoben die Köpfe, schüttelten die Kämme, sperrten die Nüstern und die Augen. Wir wußten, was es bedeutet. Die edlen Tiere spürten die Nähe des Wildes. Wir horchten. Den Wald zu durchspähen, war es schon zu dunkel, und der Mond, der am Himmel stand, warf sein zweifelhaftes Licht durch das dunkle Laub nicht zu unsern Gunsten; denn es fiel seitwärts und machte die Schatten nur undurchsichtiger. Ohne Kommando hatten wir zu den Waffen gegriffen und strengten uns an, etwas zu erhörchen. Eine kleine Weile blieb alles still, dann hörten wir das Dickicht durchbrechen und unsere unruhigen Tiere sagten uns deutlich, woher es kommt. Jetzt nahte sich ein Rauschen durch das Laub, das offenbar von einem Roß herrührt, das durchs Gebüsch setzt, und hinterher erscholl ein noch fernes Knistern der Äste und schußweise ein Durchbrechen des Dickichts. Ein Murmeln fuhr durch unsere Reihen; wir wußten alle, daß der kleine Teufel

und sein Roß von einem Tier verfolgt ward. Es währte auch kaum so lange, als ich's erzähle, so stürzte ein Roß aus dem Dickicht hervor, darauf saß oder besser lag nach vorn gestreckt der Knabe, sein Kopf auf dem des Pferdes, und sah uns mit Augen an, die wie in einer wilden Glut flammten. Hinter ihm her aber schossen zwei Tiger aus dem dunklen Laub hervor, die plötzlich unsere Mitte durchbrochen hatten, ohne daß wir an den Gebrauch der Waffen denken konnten.

Aber wir wußten, was wir zu tun hatten. Auf der Sandebene vor uns bereitete der kleine Teufel einen Kampf, der zu den großartigsten gehört, denen ich jemals beigewohnt. Ich würde sagen gekämpft, aber mir blieb wenig Zeit zum Mitkämpfen, ich habe nur einen Stoß geführt aber einen spanischen.

Die Bestien waren bald eingeholt, und zum Empfang flogen aus unseren Röhren zwanzig Kugeln mit einem Male auf sie los. Das taten wir nicht in der Hoffnung auf einen günstigen Erfolg; wir wußten, viele treffen nicht, und die treffen, töten auch nicht; die Felle und Muskeln und Knochen dieser Tiere sind nur an wenigen Stellen gut durchdringlich. Doch hatten die Schüsse den gewünschten Erfolg. Die Tiere waren entsetzt, und wir gewannen Zeit, einen großen Kreis um sie zu schließen, in dessen Mitte nur noch unser kleiner Teufel mit seinem Roße stand. Lanze und Schwert hatte jeder von uns zur Hand. Eine Pause trat ein. Das eine Tier öffnete den Rachen und stieß ein kurzes, schaudererregendes Geheul aus. Im Mondlicht nahmen sich die Glutaugen, der weite Rachen und die weißen Zähne entsetzlich aus. Das andere Tier, es war das größere, schrie nicht, sondern knäuelte sich zum Sprung und schoß auch in demselben Moment auf einen Franzosen los (ich glaube, er ist ein Schwager des französischen Konsuls in Tanger). Welch ein prächtiger Sprung! — Der Franzose — bei der heiligen Jungfrau, er verdiente ein Spanier zu sein! — riß in demselben Augenblick jedoch sein Pferd in die Höhe und



empfang das Tier, das sich mit den Hinterbeinen an den Kopf des sich aufbäumenden Rosses stieß, mit einem tüchtigen Hieb über die Brust, so daß es seitwärts niederstürzte. Die glücklicherweise in der Nähe waren, glaubten nun leichte Arbeit zu haben, acht bis zehn Lanzen und Schwerter waren ausgeholt, und einige fielen sogar gewaltig auf das Tier; aber dieses war wieder aufgesprungen und auf ein Pferd eines Beduinen los und fiel demselben mit dem Rachen in den Hinterschäkel. Hier bildete es einen merkwürdigen Knäuel, indem sowohl Vorder- wie Hinterbeine des Tigers in das Fell des Rosses sich einkrallten. In demselben Augenblick, — überhaupt geschah alles weit schneller, als ich erzählen kann, — bäumte sich das Pferd auf, warf den Reiter ab und stürzte nach einigen wilden Sätzen und einem ohrenzerreißenden Wiehern rücklings über, im wahren Sinne des Wortes den Tiger erdrückend. Ho! wie sperrte das Tier den blutigen Rachen auf! Das Pferd lag ihm auf Brust und Hals. Es sah aus, als ob von unter dem Pferde hervor aus dem Boden ein lechzender, blutiger Tigerrachen hervorgewachsen wäre; aber nicht lange währte dies Schauspiel. Hiebe und Stiche fielen zugleich, und das Tier war bald hin. Ich hatte hierbei nur das Zusehen. Mit der erhobenen Lanze, und sie ist eine vortreffliche Waffe! rannte ich mit dem Roß in der Runde; allein andere waren näher, vielleicht auch geschickter.

Mir fällt das andere Tier ein, und — beim heiligen Georg — ich konnte nicht zu gelegenerer Zeit daran denken. Was bisher vorgegangen, wußte ich nicht; aber ich stürze hinzu und sehe zwei Teufel im Kampfe. Ein verwundetes Roß fliegt mit einem Reiter von dannen. Ein Europäer liegt auf dem Boden, vielleicht tot, und über dem Rücken zweier aneinander gedrückter Rosse bereitet sich ein fürchterliches Schauspiel vor. Auf der einen Seite hängt unser kleiner Teufel und glöht mit einem entsetzlichen Blick in den geöffneten Rachen und die gesperrten Glutaugen des

Tigers, der eben auf die Kofse hat springen wollen. Die Tazzen des Tigers lagen über die Kofse, der gesperrte Rachen gleichfalls, die Hinterbeine stehen auf dem Boden und sind eben im Begriff einzuknicken, um den Sprung nach dem Knaben zu machen.

Daß ich wirklich etwas überlegte, kann ich nicht sagen, denn alles war im Nu geschehen. Im Nu sah meine Lanze — ein echt spanischer Stoß! — tief in den Rachen des Tigers.

Er fiel hinten über, die Lanze blieb im Rachen stecken, was auch der Kopf im Sande wühlte. Das war aber auch ein Anblick! Den Kopf in den Sand hineingrabend, arbeiteten die Füße mit den mörderischen Tazzen in der Luft, und der Schweiß schlug auf den Boden, daß es weithin knallte. Jetzt knäuelte er sich zusammen, warf sich mit den Hinterbeinen über, so daß er auf den Füßen zu stehen kam, allein er konnte den Kopf nicht unter den Beinen hervorbringen, die Lanze sah im Rachen. So tat er noch einige wilde Sätze, sprang und stürzte dröhnend nieder, und so starb er. —“

Daß die Damenhände dem Erzähler Beifall klatschten, könnt Ihr Euch denken. Dazu habe ich's gewiß kaum zur Hälfte so lebhaft wiedergegeben, wie es erzählt wurde. Sumal aber die Blicke, Gesten und Bewegungen des Erzählers, der ein so tüchtiger Held wie Mimiker ist, wenn Ihr die gesehen hättet, Ihr würdet Euch gewiß überzeugt haben, daß ich zum wenigsten zu solchem Vergnügen, wie eine Tigerjagd ist, nicht taue.

Zu Eurer Beruhigung möcht ich noch hinzufügen, daß die Expedition im ganzen vollkommen glücklich abgelaufen ist; nur einer von dem französischen Konsulat ist etwas erheblich durch einen Fall verletzt worden.

Vor einigen Tagen sah ich bei der Frau des hiesigen Konsuls einen prächtigen Teppich aus zwei Tigerhäuten, ein Geschenk des französischen Konsuls in Tanager, der selbst die beiden Tiger in der Jagd erlegt hat.

Durch schlichte Natürlichkeit, schalkhaften Humor und innige Frömmigkeit fesseln uns die Briefe Ludwig Richters, des großen deutschen Malers, des Meisters der Holzschneidekunst.

An Johannes Thomas in Frankfurt a. M.\*)

Meißen, den ersten Ostertag 1835.

Mein teurer Freund und Bruder!

Heute ist Osterfest, und der Schnee, der vor den Fenstern wirbelt und die grünen Knospen und Blättlein bedeckt, soll mir förderlich sein, mich an den Schreibtisch zu treiben und das fröhliche Halleluja mit Dir altem, liebem Herzens-Thomas zu teilen. Solltest Du denn nicht (sofern Du nämlich noch ein flinker Junggeselle bist) einmal den Stab zur Hand nehmen können, das Bündel schnüren, um so con amore\*\*) die alten, wohlbekannten römischen Kirchengesichter aufzusuchen? Es wäre jetzt gerade eine schöne Gelegenheit, alle beisammen zu finden, weil unser lieber Mandel Ende Mai oder Anfang Juni hierher kommt und dann über München und Wien nach Hause will. Mein Dach und Küch' und Keller (in letzterem ist zwar nichts) stehen Dir zu Gebote, und ich wollte Lust- und Freuden-sprünge Deinetwegen exekutieren, so hoch Du es nur verlangtest. Kommst Du aber nicht, so schicke einen lieben Brief und gib Nachricht von Dir und auch von Hoff und Schilbach, wenn Du etwas von ihnen weißt; ich verspreche Dir, augenblicklich zu antworten.

\*) Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften in Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter. Vierte vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. Verlag von Johannes Alt. 1886.

\*\*) Mit Liebe.

Hoff soll eine Lithographie an Krüger geschickt haben, habe sie aber noch nicht gesehen, und will auch ein Herr Subskribent sein, wenn das Blatt nicht zu teuer ist (es soll die Grablegung sein).

Schreibe mir aber, wie sieht's in Deinem Herzen, in Deinem Hause, in Deiner Werkstatt und sonst hie und da in Frankfurt aus; was macht Passavant, Veit? Bist Du mit ihnen in Verbindung, und erinnern sie sich meiner, so kannst Du ihnen sagen, wie sehr ich sie schätze und liebe. Passavant war einmal bei mir in Meissen, und ich möchte wohl oft bei ihm sein dürfen. Und daß ich Veit nicht näher habe kennen lernen, woran in Rom teils meine abscheuliche Blödigkeit, teils meine sonderbaren Verhältnisse schuld waren, das bereue ich immer noch.

Nun will ich Dir auch dies und das von mir berichten. Zuerst also:

a) aus meinem Herzen. Da ist nicht viel zu sagen. Gottes Erbarmen trägt aber noch immer dies törichte Herz, und wie gerne möchte ich, es wäre besser, brennender von Liebe zum Herrn aller Gnaden, ein reiner, williger Altar. Ach, er möge es sich selber noch bereiten nach seinem Wohlgefallen!

Serner steht in meinem Herzen, gleich oben in den ersten Reihen, unter andern lieben Gestalten, ein alter, lieber Johannes Thomas, hat einen weißen, etwas schäbigen Filzhut auf und einen langen, härenen Philosophenmantel an, bei welchem der Schneider ein paar Ellen in der Breite hätte zusehen können, vermutlich aber in die Hölle spedieret hat, weshalb besagter Johannes Thomas den Mantel vorne straff zusammenhalten muß. Er fühlt sich stets wie Eisen zum Magnet, also zu seinen Freunden gezogen, daß er selbige beim Spaziergehen gewöhnlich nach einer Seite gegen eine Mauer drängt.

O, wenn Du wüßtest, wie ich diesen Mauerdränger liebe, wie gern ich ihn jetzt wiedersehen möchte, zehn oder

zwölf Jahre älter, à la mode zugestutzt, aber noch mit dem alten, treuen Herzen von damals!

b) aus meinem Hause. Weib und Kind wohlaufl, lieben uns alle einander, was aber prosaisch zu beschreiben ist, weil's keine welthistorischen Abwechslungen dabei gibt. Marie ist sechs Jahre alt, lang und schlank, Heinrich fünf Jahre, kurz und dick; Aimée ein Jahr, klein und rund und hat sechs Zähne. Zuletzt noch eine stotternde Magd mit roter Nase, wofür sie aber nichts kann.

c) aus meiner Werkstatt. Ich male in Öl und in Aquarelle, kupferstechere und mache alles, was die Leute Ehrbares verlangen. Bestellungen gibt's wenig, doch einige. Vor einiger Zeit malte ich eine große Landschaft nach Riga, die mir ein hübsch Geld brachte, und wofür ich in das Land meiner heißesten Sehnsucht, nach Italien (Garda-See und Carrara) pilgern wollte, wo aber meine gute Frau so krank wurde, daß mir das schöne Geld die Ärzte samt dem Apotheker holten. Darüber bin ich desparat worden und will nun anfangen, deutsche Sachen, böhmische Dörfer und dergleichen zu malen, was bisher gänzlich unterblieben ist. Sonst ist der Dresdner Kunstverein der alleinige Lebens- und Gnadenspende für uns armen Maler allhier, und ein eben so notwendiges und heilsames Institut als die Suppenanstalten in Zeiten der Hungers- oder Kriegsnot. Man weiß aber nicht recht, ob Kunst- oder Künstlerhunger sie begründet und so notwendig gemacht hat. Aber Spaß bei Seite! Es ist nicht zu verkennen, daß Beschäftigung überall Talente geweckt, einen jeden gefördert und somit die Kunst gehoben hat. Großartige Begeisterung dafür darf man jetzt nicht verlangen. Wenn Dir's interessant ist, und ich Gelegenheit weiß, kann ich Dir etliche meiner Radierungen für den Verein nach meinen und anderen Bildern zukommen lassen.

d) Dies und Das. Seit einem Jahre beschäftigt mich in Nebenstunden der Dante, und dann Schuberts Geschichte

der Seele, und an beiden Werken hänge ich sehr; sie werden mir immer lieber und jedes in seiner Art lehrreicher. Auch erwarte ich täglich ein Reskript über die Aufhebung der hiesigen Zeichenschule, und ich werde dann wie mancher andere große oder lange Ex als langer Ex-Zeichenmeister meinen Aufenthalt in Dresden nehmen und privatistieren, vermutlich auch ein paar Taler Pension oder Wartegeld erhalten. Diesen Sommer über bleibe ich bestimmt noch in Meissen.

Oehme ist immer noch der alte, treu und liebevoll, und ich hänge sehr an ihm, obwohl ich ihn selten sehe, da er in Dresden sehr entfernt wohnt. Eine Anstellung hat er nicht, aber wohl den Gehalt vom Mitregenten. Sonst ist ein kleiner Kreis christlicher Freunde in Dresden und Umgegend, meistens Künstler und junge Theologen, die mir gar lieb und oftmals ein großer Segen sind, und solltest Dich schon freuen, alle die Brüder Treuenherz kennen zu lernen. Kügelgen ist Hofmaler in Bernburg (am Harz) und kommt auch in einigen Wochen nach Dresden. Sein Umgang ist äußerst interessant, geistreich und fördernd.

Schließlich aber die Bitte, räche Dich nicht an mir durch Schweigen, sondern schreibe bald, bald, bald!

Dein ewig treuer  
Adrian Ludwig Richter.

An Frau Thomas in Frankfurt a. M.

Dresden, den 16. März 1863.

Verehrte Freundin!

So haben Sie denn den großen Schmerz erfahren, welchen Sie wahrscheinlich als einen bevorstehenden schon längere Zeit befürchten mußten.

Obwohl mich die Nachricht davon durch unsern lieben Fritz Hoff ebenso überrascht als erschüttert hatte, so war ich doch nicht ohne eine leise Ahnung des Bevorstehenden bei unserem letzten so schönen Beisammensein von dem teuren Freunde geschieden! Denn die gewonnene Klarheit und Harmonie seines Wesens nach einem Leben voll Dunkelheiten und Rätsel schien mir eine Zeit der letzten Reife, wo der Herr der Ernte nicht fern zu sein pflegt! Selig der, welchem solcher Abschluß beschieden ist!

Eine unendlich große Freude hat mir Freund Hoff durch Übersendung der kleinen Photographie gemacht, wo Sie mit ihm zusammenstehen. Es ist ein köstliches Bildchen und ganz vorzüglich gelungen!

Wie preise ich jetzt die glückliche Fügung doppelt, die mich im vergangenen Herbst fast zufällig nach Frankfurt trieb, und daß ich da ganz gegen meine Absicht ein paar volle Wochen bei Ihnen verleben durfte. Es waren mir wirklich Tage wie vom Himmel gefallen, die ich mit dem lieben Freunde verlebt habe, ein schöner, friedlicher Sommerabend nach dem frischen aber verhüllten Lebensmorgen, der in Rom begonnen hatte! Oft genug betrachte ich mit meiner Tochter Ihre Bildnisse und die von Johanna und Bertha, und da steigen allemal wie ein Glanzbild die schönen Morgenstunden bei Ihnen auf, wo wir um den Frühstückstisch saßen; und dann die Tage in Schwanheim und die Wanderung in den Taunus!

Es gibt Höhepunkte im Leben, im Schmerz und in der Freude, wo wir fast die hohe Hand zu erblicken glauben, die unser Leben leitet und die Fäden webt!

Wenn ich Ihnen, verehrte Freundin, kein besonderes Wort des Trostes sage — so geschieht das in voller Überzeugung, daß Sie und die lieben Ihrigen den vollen und den einzigen Quell alles Trostes kennen und lebendig in sich tragen, und anderer Menschentrost kein nütze ist! Im Unglück kann man sich wohl trösten, Sterben ist kein Un-

glück; es ist etwas so Ernstes und heiliges darin, weil es ein Ratschluß Gottes ist, daß man da nur sich beugen kann und das an uns ergangene Wort im Herzen bewegen! Die menschliche Trauer und die Tränen wollen ihr Recht und ihre Zeit haben, und die Zeit heilt auch den Schmerz der geschlagenen Wunde; was aber innerlich dabei erlebt und erfahren wurde, ist eine Frucht für die Ewigkeit!

Behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken und grüßen Sie recht herzlich Ihre lieben Töchter Johanna und Bertha und die anderen, die ich nicht gesehen, aber doch ins Herz geschlossen habe.

Ihr

treu ergebener

Ludwig Richter.



### c. Die nachklassischen Meister.

Das Vorbild Schillers blieb für die meisten Dichter, die sich im Laufe der nächsten 50 Jahre der dramatischen Literatur, besonders der Tragödie zuwandten, maßgebend. Aber es ist mit seiner Hilfe in dem ganzen Zeitraum kein Werk von dauernder Bedeutung geschaffen worden. Der erste bedeutende Dramatiker, der vollständig eigene Bahnen wandelte, ist der Dithmarscher Friedrich Hebbel. Wenn seine Zeitgenossen ihn nicht voll würdigten, so wird seine Größe jetzt immer mehr und mehr erkannt. In einem



seiner vielen Briefe, aus denen hervorgeht, wie tief er über die Bedingungen seines Schaffens nachgedacht, findet sich folgendes stolze Selbstbekenntnis: „Soviel ist gewiß, ein Poet bin ich durch und durch, die Poesie ist nicht in mir eine Eigenschaft meiner Seele, sondern meine Seele selbst, sie regt sich, es mag stürmen oder nicht, und so muß einer beschaffen sein, wenn er sich einen Dichter nennen will. Auch das ist ausgemacht: Die dunkelroten Blutstropfen, die ich auf dem Wege zum Grabe ausschütze, werden, wenn die Kritik jetzt auch Scheidewasser darauf tröpfelt, nach meinem Tode ein leuchtender Rubinenkranz.“

Die Zeit hat ihm recht gegeben, der Gegenwart erscheint er als ein Dichter von gewaltiger Willenskraft und glühender Phantasie.

Die beiden hier folgenden Briefe sind an seine Gemahlin Christine Hebbel, geb. Enghaus, die berühmte Hofburgschauspielerin in Wien, gerichtet. Aus jeder Zeile spricht das gefestigte Glück, das Hebbel in seiner Ehe empfindet. „Mir ist sie alles, mein höchstes Glück und die Bedingung jedes Glücks; denn sie steht als Weib noch höher wie als Künstlerin“, schreibt Hebbel seinem Freunde, dem Lehrer Eggers in Hamburg.

Der Dichter, der ein großer Tierfreund war, unterzeichnet die Briefe an seine Frau gewöhnlich „Nug“. Diesen Spitznamen legte sich Hebbel seinem früheren Hündchen zu Ehren bei. „Mein allertuerster, kleiner Pinscher“, lautet die Anrede ein andermal in einem Briefe an Christine Hebbel, und zur Begründung dieser seltsamen Überschrift erzählt er ihr folgendes: „Aber habe ich Dir je die Geschichte meines ersten kleinen Pinschers erzählt, weißt Du, warum ich Dir gerade in den Stunden des Überfließens in innigster Liebe und Verehrung seinen Namen beilege? Denke Dir das zierlichste, zarteste aller Hündchen, das mitten im Winter, weil ich es in München nicht zurücklassen wollte,

den weiten Weg von München nach Hamburg mit mir machen mußte, und zwar zu Fuß. Es würde das rührendste Idyll geben, wenn ich Dir den Kampf zwischen der angeborenen Reinlichkeitsliebe des Tierchens und seinem Abscheu vor dem Schmutz der Straßen, zwischen seinem in so rauher Zeit wahrlich doppelt gerechtfertigten Bequemlichkeitstrieb und seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn schildern wollte! Besonders ein Moment ist mir unvergeßlich. Ich war zu Mittag eingekehrt, hatte selbst ein Glas Bier getrunken und dem kleinen Pinscher eine Suppe geben lassen und brach wieder auf.

Es hatte mittlerweile stark zu schneien angefangen, und das Tierchen wollte nicht fort, es schmeichelte, es trockte, es verließ das Wirtshaus zwar am Ende, aber es rannte spornstreichs wieder dahin zurück und bellte mir nach. Als es jedoch sah, daß ich mich nicht daran kehrte, sondern weiter ging, schied es auch seinerseits von der warmen gastlichen Stelle und humpelte hinter mir her, aber höchst verdrießlich und für die Liebkosungen, mit denen ich es überhäufte, völlig unempfindlich. Wir kamen auf eine Chaussee, eine Menge Steine lag an der Seite und bildete einen fortlaufenden Damm, der das kaum fußhohe Hündchen vor dem Ungestüm des Wetters schützen konnte, auch trennte es sich von mir und setzte seine Reise hinter dem Damm fort. Aber jeden Augenblick guckte es mit seinem gelben Köpfchen ängstlich herüber und spähte, ob ich auch noch da sei, und das rührte mich so tief, daß dieser kleine Pinscher von dem Moment an das Symbol der Treue für mich wurde, und daß ich das Höchste und Herrlichste, so wunderbar es für den, der die Geschichte nicht kennt, auch klingen mag, mit seinem Namen nenne!“

\*) Weimar, den 22. Juni 1858.

Meine teuerste Christine!

Hier sitz ich wieder zu Weimar im Erbprinzen, diesmal eine Treppe höher wie voriges Jahr, dafür aber auch angenehmer. Ich kam gestern nachmittag um 5 Uhr schon an, den ganzen Sonntag blieb ich nämlich, statt des Abends schon abzureisen, in Dresden, dafür hielt ich mich aber in Leipzig nur vier Stunden auf. In Dresden habe ich keinen Menschen gesehen, obgleich Gutzkow und Julius Hammer aufgesucht; beide hatten in den letzten Tagen ihr Quartier verändert, und ich konnte, wenn ich die mir ohnehin spärlich zugemessene Zeit nicht ganz mit Laufen verlieren wollte, nicht eine zweite Jagd auf sie anstellen. Die schöne Stadt, die in lauter Grün eingewickelt ist wie die Weihnachtsdörfer der Kinder, hat mir wieder ausnehmend wohl getan, und ich habe sie diesmal genossen wie ein Panorama, was man doch eigentlich nur kann, wenn man einsam herumgeht. Gleich, nachdem ich den Brief an Dich auf die Post gegeben hatte, nahm ich ein Bad in der Elbe, ein kaltes kann ich kaum sagen, denn das Wasser war wärmer wie die Luft, die noch ein wenig scharf blies und in die Haut schnitt. Dann ging ich auf die Terrasse und um zwölf Uhr auf die Galerie, die des Sonntags wegen nicht früher geöffnet wurde. Was ich zuerst aussuchte, weißt Du, und was ich zuerst tat, als ich der himmlischen Madonna ins Auge blickte, weißt Du auch: ich grüßte sie von der reinsten Seele, die auf der Erde wandelt, von Dir! Es ist ein unglaubliches Bild; wirklich brennende Luft, wie es in meinem Gedächtnis heißt, das mir, als ich die Sammlung von Cotta zusammenstellte, zu sublim erschien, das sich aber, nun ich dem wunderbaren Objekt wieder gegenüber stand, als vollberechtigt legitimiert hat. Der Eindruck war diesmal so

\*) Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in zwei Bänden. Berlin 1900, L. Behrs Verlag (E. Bock), Steglitzerstr. 4.

überwältigend, daß mir die Tränen ins Auge traten, eine Wirkung übrigens, vor der sich ein Maler in acht nehmen sollte, da ein Mensch, der weint, nicht mehr sieht. Mit der Musik geht es mir längst so, weshalb ich sie fliehe; es wäre schlimm, wenn nach und nach alle Künste eine solche Gewalt über mich erlangten; denn woher einen Ersatz für sie nehmen, wenn man ihnen ausweichen müßte? Ich blieb bis zum Schluß des Museums, aß dann ein schlechtes Beefsteak, das mit einem gekochten Schwamm die größte Ähnlichkeit hatte, suchte Gukow und Hammer auf, ohne sie zu finden, und brachte den Abend auf der Terrasse zu. Des Morgens um halb sieben fuhr ich nach Leipzig ab, wo ich um halb elf eintraf und bis ein Uhr blieb; dann ging's weiter nach Weimar. Hier eilte ich gleich in den Reisekleidern zu Dingelstedt, der sich aber nicht zu Hause sondern im Theater befand. Ich ging dahin und merkte, als ich durch die Kulissen guckte, auf den ersten Blick an einem Grabscheit, das rüstig gehandhabt wurde, sowie an den Gebärden des alten Genast, daß ich den fünften Akt meiner Genoveva vor mir hatte. Stillschweigen gebietend, als man auf den ungebetenen Gast aufmerksam wurde und ihn ins Lampenlicht hineinschieben wollte, schlüpfte ich in die an der Seite befindliche vergitterte Intendantenloge hinein, um eine Weile zuzusehen und dann irgend einen Spaß zu machen. Kaum aber hatte ich mich gesetzt, als einer der Schauspieler die Bemerkung machte, das bis hundert Zählen scheine ihm unpassend; da fuhr mein alter Freund, des hohen, blond-braunes, noch reichlich mit Haaren bedecktes Haupt aus dem heiligen Dunkel in Rembrandt-artiger Beleuchtung hervorragte, energisch mit den Worten: „Nichts da, das ist gerade sehr schön!“ dazwischen, und ich klatschte in die Hände und rief: „ich danke!“ Das weitere kannst Du Dir denken; Titi sage, daß ein kleines liebes Mädchen von zehn Jahren den Schmerzreich spielt und ihn artig spricht. Nach der Probe gingen wir ein Stündchen im

Park spazieren, darauf führte mich Dingelstedt in einen Klub ein, wo ich Liszt traf. Dieser war mittlerweile schon im Erbprinzen gewesen, weil er gehört hatte, daß ich da sei, und kam mir äußerst herzlich entgegen; heute esse ich bei ihm und eben jetzt — es ist halb elf — will ich ihm und seiner Fürstin meinen Besuch machen. Hier mein Reisebericht; mögest Du Dir mit dem kleinen Pinscher auch etwas zugute getan haben! Unendlich sehne ich mich nach ein paar Zeilen von Dir; morgen werden sie hoffentlich eintreffen!

Ich grüße und küsse Euch!      Euer altes Nuz.

An Kuh und Glaser das beste; Debrois zur Gemüts-  
ergözung die Nachricht, daß man in Dresden am Sonntag  
wegen Andrangs zum Tannhäuser das Bajonett gebrauchen  
mußte.

Weimar, den 6. Februar 1861.

Meine teuerste Christine!

So muß ich mich denn wirklich an Deinem Geburts-  
tag durch dies elende Blatt Papier vertreten lassen! Und  
ich kann es nicht einmal befehlen, wie es mir doch sonst  
wohl gelingt; denn ich treibe mich in einem Wirbel herum,  
der keine Stimmung in mir aufkommen läßt. In der einen  
Stunde muß ich dies tun, in der andern das, und nicht einer  
einzigen bin ich sicher. Meinen Gedanken geht es aber  
wie den Metallen, von denen es heißt, daß sie zu wachsen  
aufhören, wenn sie berührt werden. Da kann ich denn  
sagen: Stehe am 9ten fröhlich auf und mit jedem Tag,  
den das neue Jahr Dir bringt, fröhlicher! Zum 13ten bin  
ich sicher da, lade die Gesellschaft also ruhig zusammen.

Versteh' mich nicht so, als ob ich mich viel in Zer-  
streuungen verliere! Im Gegenteil, es ist reine Arbeit. Du  
weißt, in welchem Zustand ich den dritten Teil der Nibelungen

mitgenommen habe. Nun, den muß ich fürs hiesige Theater fast zur Hälfte abschreiben. Gestern saß ich von 3—9 Uhr dabei; heute wird's eben so lange dauern. Dabei die Unterbrechungen, die Besuche, die zu empfangen und — zu machen sind, denn kleine Städte sind präventiös. Genug, es ist ein Wirbel.

Beim Großherzog und der Großherzogin war ich Sonntag volle zwei Stunden; wohl eine mit ihr alleine unter vier Augen, weil er ging, Audienzen zu geben. Da sagte sie mir ein schönes und wichtiges Wort. Ich sprach von unseren österreichischen Zuständen, den allgemeinen und unseren persönlichen; sie fragte, warum ich in Wien bleibe. Ich erwiderte, es sei in meinen Jahren schwer, sich noch in einen neuen Boden zu verpflanzen, auch fände sich nicht so leicht etwas; sie versetzte: unsere Verhältnisse sind freilich klein, aber wir können doch zuweilen auch helfen. Ich sagte, der Schiffbrüchige sei für jeden Balken dankbar, und sie entgegnete: Versprechen Sie mir, dies Wort nicht zu vergessen! worauf ich mir die Erlaubnis erbat, mich darauf dereinst beziehen zu dürfen.

Am Montag mußte ich ihnen die noch fehlenden Akte von Kriemhilds Rache lesen, wobei nur der junge Goethe mit zugegen war; dann speiste ich mit dem Großherzog, wir waren nur vier Personen. Er erwartet vom letzten Teil eine noch größere Bühnenwirkung wie vom ersten, hat mich dringend eingeladen, wieder herüberzukommen, und betreibt die Sache selbst.

Und nun einen Kuß in Gedanken, wie ich ihn Dir in Deinem schönen Traum auf dem Berge gab; denn eben erhalte ich Deinen lieben, lieben Brief! Übermorgen geh' ich fort, werde mich aber in Leipzig und Dresden aufhalten, da vielleicht etwas zu machen ist. Von Herzi, Campi, Schahzi\*) fand ich im Hemd noch eine Nuß. Euer altes Mur.

\*) Ein Eichhörnchen.

Hebbel hatte seine Jugend unter dem Druck der bittersten Armut und Not verlebt. Als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, besuchte er seinen älteren Bruder Johann, der als Arbeiter in ärmlichen Verhältnissen in Holstein lebte, und den er seit 20 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Übrigens hatte er versucht, das Los seines Bruders zu erleichtern, indem er sich um eine Stellung in Gmunden für ihn bemüht und ihm auch das Geld zur Reise dorthin geschickt hatte. Sein Bruder konnte sich jedoch zu einer Auswanderung nach Osterreich nicht entschließen. Über das ergreifende Wiedersehen der beiden Brüder berichtet er seiner Frau:

Hamburg, den 19. Okt. 1861.

Meine teuerste Christine!

Nun habe ich Holstein bereits im Rücken; ich war gestern in Rendsburg und sah meinen Bruder, seit zwanzig Jahren zum erstenmal! Weiter gehe ich nicht hinein und mache über den Ort, wo meine Wiege stand, jetzt für immer ein Kreuz; ich würde fast nur noch Gräber treffen und allenfalls hier und da einen Maulaffen. Daß ich aber wirklich nach Rendsburg gekommen bin, ist mir sehr lieb. Ich verließ mein Hotel gleich nach 6 Uhr und ging zu Fuß auf den Altonaer Bahnhof; die Hoffnung, daß ein Omnibus mich einholen würde, täuschte mich. Um halb acht Uhr fuhren wir ab und um elf trafen wir in der alten Grenzfestung des deutschen Reichs, jetzt von den Dänen geschleift, bei zweifelhaftem, aber sich dennoch gut erhaltenden Wetter ein. Unterwegs hörte ich von einem Schleswiger, einem höchst soliden und gebildeten Manne, haarsträubende Dinge über die dortige Wirtschaft; im Taubstummen-Institut, worin sich fast lauter Deutsche befinden, wird dänisch unterrichtet,

in der Irrenanstalt dänisch gesprochen und in den deutschen Kleinkinderschulen wird gepredigt, die Danebrogsfahne sei unmittelbar vom Himmel heruntergefallen, und wer das nicht glaube, könne nicht selig werden. Rendsburg ist ein Städtchen von fünfzehntausend Einwohnern; durch die Geschwägigkeit der Eider recht angenehm belebt. Ich nahm mir zur Betrachtung des Orts natürlich nicht viel Zeit, sondern eilte nach der Straße, wo ich meinen Bruder zu finden glaubte. Er hatte aber nicht bloß seine Wohnung gewechselt, sondern auch die Stadt mit dem Lande vertauscht, und eine zahnlückige alte Frau wies mich auf ein Dorf hinaus, das über eine Stunde entfernt war. Was sollte ich machen? Ich ließ mir den Weg beschreiben, so gut es ging, und begab mich auf den Marsch. Bald war ich in der tiefsten Einsamkeit wie mein Heideknabe; kein Wanderer begegnete mir, links und rechts grasende Ochsen und Kühe ohne Hirten, weil sie durch Hecken und Wälle verhindert sind, ihre Weideplätze zu verlassen, den widerspenstigsten Sand unter meinen Füßen. Aber ich hatte mehr Glück wie gewöhnlich, ich fand das rechte Dorf, das diesseits eines kleinen Gehölzes liegt, und ein Pflüger bezeichnete mir das Haus. Als ich um die Ecke bog, erblickte ich einen ältlichen Mann, der vor seiner Tür Holz hackte; ein verwitertes Gesicht, jedoch noch von starkem Haarwuchs eingezäunt, sah verwundert zu mir auf, als ich näher trat, selbst noch zweifelnd, aber doch bald aus allen Falten und Runzeln die Jugendzüge hervorklaubend. Ich streckte die Hand aus und sagte: Johann! natürlich plattdeutsch; er ließ sein Beil fallen, schlug sich auf seine Kniee, fuhr sich durch das Haar, brach in ein konvulsivisches Gelächter aus, genug, tat alles, was ich wohl in einem Moment freudig-schmerzlicher Überraschung zu tun pflege, und war gar nicht wieder ruhig zu machen. Den Kopf schüttelnd und die Hände reibend, führte er mich dann hinein; ich trat durch eine kleine Küche in die Stube, die in Räumlichkeit und



Neublement nicht schlechter, vielleicht, wie er selbst wenigstens meinte, etwas besser war, wie die ehemalige unserer Eltern. Seine Frau, eine Bäuerin, wie unsere Hauswallerin in Gmunden, entschuldigte die Unordnung, in der ich alles fände, aber erst morgen sei Sonnabend; sie war viel gelassener und erbot sich, Kaffee zu machen, was ich nicht um die Welt abgelehnt hätte, obgleich ich wohl wußte, welcher ein Sichorien-Absud mich erwartete. Der kleine Konrad war nicht zu Hause, er holte Brot; die Kaße, die in solchen Familien nie fehlt, lag im Bett, Titis hölzerner Kuckuck stand auf dem Schrank, mein Bruder begann, darauf zu blasen. Der Kaffee erschien und war nicht ganz untrinkbar, frische Ziegenmilch dazu, von zwei Ziegen gewonnen, die ihm selbst gehören und die ich nachher in einem kleinen Stall besuchte; die Nachbarskinder liefen zusammen und guckten neugierig ins Fenster, die Erwachsenen traten in ihre Türen. Endlich kam auch das Kind, ein hübscher blonder Knabe, der hell und klar aus seinen großen Augen schaut; er war scheu wie ein Vogel und kaum durch einen blanken Silbertaler zum Nähertreten zu bewegen, schlüpfte auch gleich wieder fort und guckte von außen mit hinein. Auch mein Bruder verschwand; als ich mich nach ihm umsah, traf ich ihn in der Küche, wie er sich rasierte und die Haare schnitt; ich hatte ihn nämlich gebeten, mich nach Rendsburg zurückzubegleiten, und er meinte, er sei dazu denn doch zu struppig. In der Hast schnitt er sich mehr als dreimal mit einem stumpfen Messer und stopfte die Wunden wieder mit Löschpapier. Nach Verlauf von ungefähr anderthalb Stunden machten wir uns auf den Rückweg; er in dem alten Steyrer Rock, den ich ihm im Frühling schickte, einen zerdrückten Sommerhut auf dem Kopf und Stiefel an den Füßen, die kaum noch zusammenhielten. Bittere Armut; ein kleiner Haufen Kartoffeln unter dem Ofen und Ehe Streit darüber, ob für das nächste Geld noch mehr Kartoffeln angeschafft werden sollten oder Holz und

Torf. Mein Bruder war für die Kartoffeln, seine Frau für die Feuerung; ich fürchte den Hunger — sagte er — und sie den Frost. Daß ich den Streit beilegte, kannst Du Dir denken. Dabei, damit dem rührenden, ja, ehrlich gestanden, tief erschütternden Bilde zur Milderung und Dämpfung das Komische nicht fehle, unterwegs von seiner Seite die Versicherung, er habe die Frau vor der Verheiratung nie mit Augen gesehen; ein Tischler habe ihm zur Zeit des Krieges vorgeschlagen, sich mit ihr zu verbinden, und da er dadurch als Militärpflichtiger gleich um fünf Jahre älter und des Dienstes quitt und ledig geworden sei, habe er geantwortet: meinetwegen! übrigens sei er aber auch ganz gut mit ihr zufrieden. In Rendsburg mußte ich einen Augenblick bei einem seiner Freunde eintreten; ich schlug es anfangs ab, weil ich den Grund nicht erriet, und er sagte nichts weiter, dann fragte ich: „Sähest Du's gern?“ und er antwortete: „Ja, ja, der Mann erfährt doch, daß Du hier gewesen bist, und er hilft mir zuweilen aus.“ In meinem Gasthof ließ ich (ich war selbst noch nüchtern) etwas zu essen geben; bei einem Glase Bier lebte er ordentlich wieder auf und gab manchen seiner alten humoristischen Funken von sich, wie z. B. den: „Heut ist der Erntetag der Juden, denn die armen Leute ziehen aus.“ Sonst ist er schrecklich zusammengebrochen und hat ein ganz krampfhaftes Wesen; es geht in Holstein wie in Gmunden, alles wird ausgeführt; die Stockjobber schwellen an, und die übrigen dörren zusammen wie Regenwürmer im Sande. Fleisch kennt er nicht mehr, immer Kartoffeln, und auch die stiehlt einer dem andern vom Felde. Das ist der Güterkreislauf der Nationalökonomie; ich hab's immer gewußt und gesagt. Dabei hat er den Ehrgeiz unseres Vaters, der seine Armut auch ängstlich versteckte wie der Geizhals seinen Schatz, und der gern hungerte, wenn der Nachbar ihn nur für satt hielt. So sagte er beim Bier: „Nicht wahr, unsre Stube ist recht nett? Hast du bemerkt, daß Friedrich der

Große an der Wand hängt? Ich habe auch den Einzug von Paris!" Als ich einpackte, bat er mich um eins der seidenen Taschentücher, das zerrissen war. Ich fragte: „Du willst es deiner Alten wohl mitbringen?“ Er erwiderte: „Das nun wohl auch, ja, aber es ist mehr der Leute wegen! Ich werde sagen: das ist sein schlechtestes.“ Auch das Nichtkommen nach Gmunden ist durch die große Not einfach gelöst; gleich konnten sie nicht gehen; denn das Kind war wirklich verletzt, und nachher war kein Geld mehr da. Im Feuer haben sie viel verloren; sie hatten sich eine Ausstattung zusammen gedient, und die ging darauf. Sie lassen alle grüßen; de lüttje Kunrad, de grote Tiene. Beim Abschied mußte ich durchaus seinen Handstock zum Andenken mitnehmen.

Von nun an, mein teuerstes Herz, richte Deine Briefe nach Berlin. Lange bleibe ich hier nicht mehr. Campe seh' ich heute, heißt er nicht von selbst in den Kuchen hinein, so stecke ich ihn wieder in die Tasche. \*)

Euer altes, sehr altes Nur.

Ein hervorragender Platz in der deutschen Briefliteratur gebührt den Briefen Richard Wagners, des Schöpfers einer neuen Kunstgattung, des Musikdramas, das er durch seine geniale Persönlichkeit zur höchsten Stufe der Entwicklung geführt hat.

Der erste Brief an Myrrha, eine Tochter seiner Freundin Mathilde Wesendonk, zeigt, wie der große Meister, dessen Seele von titanenhaften Stoffen und Entwürfen erfüllt ist, es verstanden hat, einem Kinde gegenüber den einfach natürlichen, schlicht herzlichen Ton zu treffen.

\*) Hebbel hatte dem Verleger Campe in Hamburg seine Nibelungen zum Verlage angeboten. Campe biß denn auch in den Kuchen, d. h. er übernahm den Verlag.

Der zweite Brief berichtet von seiner Arbeit und von seinen Kämpfen während seines Aufenthaltes in Paris.

\*) Venedig, 10. März 1859.

Meine liebe Myrrha!

Das war ja ein ganz wunderschöner, wirklich geschriebener Schreibebrief, den Du mir geschrieben hast! Wer es nicht glauben will, der möge ihn selbst sehen! Mein Kind, so schön kann ich nicht schreiben; dazu bin ich schon viel zu alt! Wenn Du daher in meiner Antwort etwas nicht verstehen kannst, so bitte die Mama, wie sie Dir mit schönem Erfolge im Schreiben Unterricht erteilt habe, möge sie Dir nun auch im Lesen beistehen. Zwar gibt es manches, was Du auch ohne die Mama wirst lesen können, das bezweifle ich keinen Augenblick; aber mit einem Briefe von mir wird es schon deshalb viel schwerer gehen, weil ich noch nie einer Myrrha das Schreiben gelehrt habe. So habe ich mich denn gewöhnt, ganz auf meine Weise zu schreiben, die Dir wohl etwas undeutlich vorkommen wird. Aber Mama soll helfen.

Nun danke ich Dir recht sehr, meine liebe Myrrha, und es war recht schön von Dir, daß Du nicht gezweifelt hast, auch ich habe mit Euch um den lieben Guido geweint. Wenn Du ihm wieder Blumen schenkst, grüße ihn auch von mir! Sehr gefreut hat es mich, von Dir zu erfahren, daß der Karl so schön wächst. Daß er nicht dasselbe Gesicht hat wie der liebe Guido, möge Dich nicht abhalten, ihn dennoch ganz wieder für den Guido zu nehmen. Glaube mir, er ist auch ganz der Guido wieder, nur — hat er eben ein anderes Gesicht. Weil er nun ein anderes Gesicht hat, wird er auch vielleicht einmal in der Welt die Sachen etwas anders ansehen als sie Guido angesehen haben würde. Aber das

\*) Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe 1853–1875. 6. Aufl. Berl., Verl. von Alexander Duncker, 1904.

macht auch den ganzen Unterschied aus, und im Grunde kommt darauf nicht soviel an, als man gewöhnlich glaubt, wenn auch mitunter dadurch etwas Verwirrung entsteht, die meistens daher kommt, daß die Menschen sich alle mit anderen Gesichtern sehen und deshalb glauben, sie wären auch alle etwas anderes, und jeder für sich wäre eigentlich der einzige Rechte. Indes geht das auch vorüber, und wenn's zur Hauptsache kommt, zum Weinen oder Lachen, da weint oder lacht einer mit seinem Gesichte doch so gut wie der andere; und wenn wir einmal tot sind, was doch endlich auch geschehen kann, da wollen wir nur alle froh sein, wenn wir jeder so ein Gesicht haben, wie Papa mir geschrieben hat, daß der liebe Guido es hatte. Somit sieh den Karl nur immer fest und treu für den Guido an; der wollte sein Gesichtchen nur früher so recht in die schöne Ruhe bringen, die die meisten Menschen erst nach sehr vielem Weinen und Lachen und anderen Gesichtskrämpfen sich aneignen können. Aber endlich bringt's doch jeder dahin, zumal wenn er recht gut und freundlich ist. Der Karl will nun erst noch recht weinen und lachen; das hat er für den Guido übernommen, und deshalb sieht sein Gesicht noch anders aus. Ich gönne ihm von Herzen, daß er recht damit lachen möge; denn das Weinen stellt sich schon ganz von selbst ein, und tüchtig lachen können hilft über manches hinweg. Das glaube Du mir! - -

Nun überlege Du Dir das recht, meine liebe Myrrha; und da Du mich so schön einlädst, Dich einmal zu besuchen, so will ich wirklich bald einmal kommen, um mit Dir diese Dinge weiter zu besprechen. — Und grüße auch Papa und Mama recht schön; an Mama, die immer so gut ist zu schreiben, was bei Euch vorgeht, gib den beiliegenden Brief und bitte sie recht schön, ruhig und heiter zu sein, wogegen Du ihr versprechen kannst, nun auch im Lesen recht fleißig sein zu wollen, damit Du bald meine garstigen Buchstaben ohne Hilfe lesen kannst. Dann bleiben wir beide gehörig im Briefwechsel!

Und nun leb' wohl, liebe Myrrha! Hab' nochmals  
Dank und grüße den Karl auch noch recht schön von Deinem  
Freunde und Onkel

Richard Wagner.

Paris, 10. Okt. 59.

In Erwartung baldiger guter Nachrichten über Karls Befinden, will ich Ihnen, liebes Kind, zur Zerstreung allerhand vorplaudern.

Heute hatte ich ein sehr überraschendes Abenteuer. Ich erkundige mich in einem Bureau der Douane nach meinen angekommenen Luzerner Sachen: Die Kollis standen im Buche, nicht aber mein Name; ich zeige meinen Avisbrief vor und nenne meinen Namen; da erhebt sich einer der Angestellten: „Je connais bien Mr. Richard Wagner, puisque j'ai son Médaillon suspendu sur mon piano et je suis son plus ardent admirateur.“ „Quoi?“ „Ne soyez pas surpris de rencontrer à la douane de Paris un homme capable de goûter les incomparables beautés de vos partitions, que j'ai étudiées toutes“ etc. —

(Ich kenne sehr gut Herrn Richard Wagner, denn sein Bild hängt über meinem Piano, und ich bin sein glühendster Bewunderer. Was? Seien Sie nicht überrascht, auf dem Zollamt von Paris einen Menschen zu treffen, der fähig ist, die unvergleichlichen Schönheiten Ihrer Partituren, die ich alle studiert habe, zu genießen.)

Ich war wie im Traum. Einen Enthusiasten auf der Douane, jetzt, wo ich mit dem Empfang meiner Möbel so großen Schwierigkeiten entgegensetze! Der gute Mensch sprang und lief und half mir: er selbst hatte zu visitieren. Er hat eine Frau, die sehr gut Klavier spielt; er selbst aspiriert als Literat und bestreitet einstweilen sein Auskom-

men durch seine Anstellung. Er erzählte von einem aus-  
gebreiteteren Kreis, der sich fast ausschließlich durch Aus-  
breitung der Bekanntschaft mit meinen Werken gebildet  
habe. Da er nicht Deutsch versteht, so wandt' ich ein, wie  
ich nicht begriffe, daß er an einer Musik Gefallen haben  
könnte, die so ganz mit der Poesie und dem Ausdruck des  
Verses zusammenhinge? Darauf er: gerade, weil sie so  
bestimmt mit der poetischen Sprache zusammenhinge, ver-  
möge er so leicht aus der Musik auf die Poesie zu schließen,  
so daß ihm die fremde Sprache durch die Musik vollkommen  
verständlich würde. Was war da zu tun? Ich muß an-  
fangen, an Wunder zu glauben! — Und das auf der  
Douane! — Ich habe meinen neuen Freund, der mich  
sehr gerührt hat (Sie können sich denken, wie glücklich ich  
ihn machte) gebeten, mich zu besuchen. —

Wissen Sie, daß mich meine Opern in Paris wirklich  
keine so paradoxe Unmöglichkeit mehr dünken? Bülow hat  
mir einen hiesigen Arzt und Autor, Dr. Gasparini, emp-  
fohlen, der mit einem seiner Freunde, ebenfalls Stockfranzose,  
ganz im gleichen Falle ist wie mein Visitator auf der  
Douane. Die Menschen spielen mir hier den Tannhäuser  
und Lohengrin vor, ohne daß ich ein Wort dazu sagen  
darf. Daß sie nicht Deutsch können, geniert sie nicht im  
mindesten. — Nun aber hatte sich der Direktor des Théâtre  
lyrique bei mir ansagen lassen, um den Tannhäuser von  
mir zu hören. Sie trafen alle zusammen, und ich mußte mich  
denn wieder einmal opfern, zunächst mit französischer genauer  
Erklärung des Textes (was mich das kostete!), dann mit  
Singen und Spielen. Nun ging ihnen doch erst das eigent-  
liche Licht auf, und der Eindruck schien außerordentlich zu  
sein. Das ist mir alles so unerhört mit diesen Franzosen!

Dagegen erhalte ich aus Deutschland immer nur dumpfe,  
muffige Nachrichten. Freund Devrient liegt alles daran,  
sein „Institut“ im ungestörtesten Gleichgewicht zu erhalten  
und alles Ungewöhnliche, Vorübergehende als störend von

ihm fern zu halten. Eine total stimmlose hohe Sopranistin, der die Partie der Holde überall zu tief liegt und demnach noch gar nicht einmal sich dafür entscheiden kann, ist die einzige, die mir für meine Heldin angeboten wird, weil sie übrigens eine gute Darstellerin sein soll. Dabei alles ohne eine Spur von Wärme; für das ganze Unternehmen einzig sprechend, daß ich selbst dabei sein soll, aber eben dafür, auf alle neueren Fragen, durchaus noch keine ganz bestimmte Erklärung, da der Großherzog immer noch nicht zu haben ist. Da habe ich denn nun immer Lust, kurz abzubrechen. Es ist doch alles nicht das Rechte, und ich sollte warten können, bis das Rechte sich fügte und mir zu Gebote stellte. Es ist mir so widerlich, danach zu jagen! —

Ja, Kinder! Hättet Ihr in Zürich aus Dank für meinen ehrlichen Schweiß, den ich dort vergossen, es nur so weit gebracht, mir ein halbweg anständiges Theatergebäude zu errichten, so hätte ich für alle Zeiten, was ich brauche und dürfte nach keinem Menschen mehr fragen. Sänger und Orchester, wenn ich ihrer zur ersten Aufführung eines neuen Werkes bedarf, würde ich schon jedesmal zu verschaffen wissen, wie ich sie brauchte; zu diesen Aufführungen müßten die fremden Musikdirektoren und Sänger berufen werden, um sich ein Muster an der Auffassung zu nehmen, und — einmal dies ins Leben gerufen, glaubte ich dann für alles Weitere gesorgt zu haben und würde ruhig fortleben, ohne mich um das weitere Schicksal meiner Werke zu kümmern. Wie nobel, wie schön, wie mir ganz entsprechend wäre das! Ich brauche dann keinen Fürsten, keine Amnestie, kein gutes und kein böses Wort; frei stünde ich da und wär' aller Sorgen um meine Nachkommenschaft ledig. Und nichts weiter als ein anständiges, keineswegs luxuriöses Theatergebäude. Man sollte sich doch recht schämen! Meinen Sie nicht auch?

Lieber Himmel, das bißchen Freiheit ist doch noch alles, was einem das Leben erträglich machen kann! Ich kann nun schon gar nicht mehr anders aushalten, und jede Kon-



zession würde mir wie ein tödlicher Wurm am Herzen nagen. Echt — oder gar nicht! — So lebe ich denn auch, trotz meinen Pariser Enthusiasten, in großer und vollständiger Stille fort. Fast den ganzen Tag und namentlich alle Abende bin ich allein zu Haus. Diesen Monat habe ich noch meine Einrichtung zu bestehen: ich habe mir doch da wieder viel auf den Hals geladen und alles eigentlich nur in der Sucht nach Arbeitsruhe. Aber mein Häuschen wird ganz hübsch werden. Liszt ist hier, dem will ich's morgen zeigen, damit er's Ihnen beschreiben kann. Die weiche Luft und die veränderte Lebensweise tun mir noch nicht wohl. Ich denke, ich werde nächstens einmal wieder reiten müssen. Fürchterlich viel Briefe habe ich immer wieder zu schreiben. Meine besten bleiben aber im Kopfe stecken: das sind die an Sie. Da hätte ich immer allerhand und doch eigentlich nur das alte Lied, das Sie schon oft hörten und in dem sich gar nichts ändern will. Mit Plutarchs großen Männern geht mir's recht, wie Schiller (nicht ganz richtiger Weise) es mit Winkelried ging. Da läßt sich doch eher sagen, ich danke Gott, nicht mit diesen zusammen zu gehören. Häßliche, kleine, gewaltfame Naturen, unersättlich — weil sie so gar nichts in sich haben und deshalb immer nur von außen in sich hineinfressen müssen. Gehe man mir mit diesen großen Männern! Da lobe ich mir Schopenhauers Wort: nicht der Welteroberer, sondern der Weltüberwinder ist der Bewunderung wert! Gott soll mir diese „gewaltigen“ Naturen, diese Napoleone usw. vom Halse halten. — Und was macht Eddamüller? Haben Sie den armen Heinrich? Sind Sie mir böse? Oder haben Sie mich noch ein wenig lieb? Sagen Sie mir doch das! Und grüßen Sie den Vetter, — und leben Sie wohl! Tausend Grüße!

Ihr

R. W.

Am 15. d. M. wohne ich 16 Rue Newton, Champs Elysées.

Zu den hervorragenden Vertretern einer Kunstrichtung, die man mit dem Namen Heimatkunst bezeichnen kann, gehören der Schleswiger Theodor Storm, der Schweizer Gottfried Keller, der Dithmarscher Klaus Groth und der Mecklenburger Fritz Reuter. Bei allen findet man eine ausgesprochene Liebe zur engeren Heimat, strenge Beobachtung und echte dichterische Kraft.

Der ganze Storm, wie wir ihn aus seinen Novellen, von denen jede einzelne ein echtes Kunstwerk ist, kennen, tritt uns entgegen, wenn er an Gottfried Keller schreibt:


„Nun ist es Spätnachmittag, die Dämmerung fällt schon; die Ferne, die ich aus dem Fenster sehe, verdeckt fast nebliger Dunst; nur auf dem Walde, der sich ein paar tausend Schritt von meinem Fenster streckt, erkenne ich noch den gelbbräunlichen Schleier der letzten Herbsttage. Ich habe eben meine Lampe angezündet, die Hängelampe über meinem Sofatisch und eine andere, die auf dem Tisch steht, den ich davorgeschoben habe, und der in fröhlicher Sommer- und auch noch in der recht goldigen Herbstzeit am einflügeligen Nordfenster steht. Diese Umstellung ist allzeit bei mir der Beginn des Einwinterns.

Ich bin allein zu Haus, ich höre die Einsamkeit ordentlich um mich summen; nur meine Kuckucksuhr pickt noch dazwischen. Wenn Sie hier wären, was würde ich Ihnen jetzt alles erzählen, was in einem Brief unmöglich ist. Etwas einsamer als sonst wird es für uns wohl diesen Winter werden; die bildschöne, stolze Tochter unseres Gutsbesizers Dr. Wachs starb jählings im Spätsommer. Wie sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester abends elf Uhr lachend aus einer Gesellschaft bei einem alten Großonkel in der hohen Tannenallee dem Gutshof zugeht, wird ihr Lachen durch

Husten unterbrochen; wie sie es untersuchen, ist Schritt für Schritt der Weg voll roten Blutes. Dierzehn Tage später begruben wir sie in dem kleinen Kirchhof, der von Bäumen dicht umschlossen in dem Gutspark liegt. „Hüte dich, schön's Blümelein!“\*) Das Haus wird nun stiller werden.

Man muß nachmittags keine Briefe schreiben, das ist die Zeit der Melancholie, zumal im Herbst und zumal im Alter.“

Die ruhige Innigkeit seines Wesens, der echte Mannesmut, der auch im herbsten Schmerz nicht zu brechen ist, spricht aus dem Briefe, in dem er Eduard Mörike, dem schwäbischen Dichter, den Tod seiner geliebten Konstanze mitteilt.



Eduard Mörike antwortet ihm:

Stuttgart, den 26. Juni 1865.

Verehrter teurer Freund!

Gleich bei den ersten Zeilen Ihres Briefes erriet ich alles! — ein angstvoll voreilender Blick auf die folgende Seite bestätigte mir's. — Ich fing von neuem an zu lesen, und als ich fertig war, vermochte ich lange nicht meine Leute zu rufen, um es ihnen zu sagen. Mein erster Eindruck war ein dumpfer Schreck, ein verworrener Schmerz, augenblicklich mit tausend bitteren Gedanken versehen, die sich wider mich kehrten. Um die reine Empfindung edelster Trauer und deren Ausdruck Ihnen gegenüber sollte ich mich, so schien es, durch eine Reihe unbegreiflicher Veräumnisse ganz und gar selbst gebracht haben. Und doch

---

\*) Das ist der Refrain des alten Kirchenliedes: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod.“

kam es bald anders; es war etwas in mir, das mich auf Ihre Güte hoffen ließ, nachdem dies redliche Bekenntnis abgelegt wäre. Bester Mann, ich kann für diesmal nicht viel weiter sagen, allein ich komme sicherlich in nächster Zeit wieder.

Hier folgt das liebe Bild. \*) Wie oft ist es die Jahre her von uns und andern beschaut und bewundert worden! Wir haben es zum Abschied noch alle einmal lange angesehen und trösteten uns auf den von Ihnen gütigst verheißenen Ersatz.

In Ihrem letzten Büchlein kommt die herrliche Beschreibung eines in Mittags-Einsamkeit von Bienen umsummten blühenden Bäumchens. Diese Schilderung (mit der ich schon manchen Freund einen vorläufigen Begriff der süßesten Reize Stormscher Malerei gegeben habe) trat mir in diesen Tagen ungesucht auf einmal vor die Seele, und ich wußte kein schöneres Bild für den stillen Verkehr Ihrer Gedanken mit der geliebten Frau im Nachgenuß alles dessen, was Sie an ihr hatten. Erhalten Sie sich Ihren männlichen Mut für das Leben, für Ihre ruhmvolle Tätigkeit nach mehr als einer Seite.

Wir grüßen Sie und Ihre Lieben auf das innigste; ich aber insbesondere bin mit unveränderlicher Verehrung und Anhänglichkeit

der Ihrige.                    E. M.

Derber in seinem Wesen ist der Schweizer Dichter Gottfried Keller. Mit kräftigen Süßen stellt er sich auf die mütterliche Erde, und Kraft und Behagen strömen ihm aus ihr zu. Seine Briefe atmen schlichten Wahrheitsinn und oft derben Humor. An Fräulein Marie Melos, eine Schwester

\*) Theodor Storm hatte den schwäbischen Dichter um Rücksendung eines Bildes seiner verstorbenen Gemahlin Konstanze gebeten.

der Frau des Dichters Freiligrath, die mit ihm den nämlichen Geburtstag hatte (19. Juli 1820), schreibt er:

Zürich, 18. Juli 1880.

An Marie Melos in Cannstatt.\*)

Hochverehrte Dame und Freundin, auch Fräulein Mariechen! Im letzten Augenblicke fällt mir ein, daß morgen unser Geburtstag ist. Nur Sie allein sind schuld, daß ich erst in meinem Alter gelernt habe, auf diesen kuriosen Tag zu achten; es nützt nur nicht viel. Item, ich wünsche Ihnen also auch diesmal, was Sie schon wissen, und noch etwas dazu, was Sie selbst bestimmen mögen. Sie können es sich auf meine Rechnung beim Herrgott bestellen und ihm sagen, ich käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen.

Meine übrigen Briesschulden, auch an die verehrte Frau Schwester, werde ich binnen kurzem abtragen, da ich nächstens mit dem Unglücksbuch fertig bin; ich glaube es diese Woche schon werden zu können. Allein immer gibt es wieder Tage, wo ich fast lieber erkranken möchte als an der Bestie arbeiten, so zuwider ist sie mir geworden. Und doch gilt es, durch Geduld daran zu retten, was zu retten ist.

Wahrscheinlich werden die beiden Freilichrätinnen nächstens ausfliegen oder schon geflogen sein? Dazu wünsche ich Glück und schönes Wetter. Da dies nur ein Mogelbrief sein soll, was den Umfang betrifft, so will ich jetzt ohne Umschweife schließen und Sie sowie die Schwester mit aufrichtigem Herzen schließen (Esel!) grüßen.

Auch meine Schwester empfiehlt sich den Damen, ärgert mich aber nach wie vor mit ihren Staublumpen und Scheuerbesen.

Ihr

Gottfr. Keller.

\*) Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1894.

Marie Melos antwortet ihm am 24. Juli 1880: „Was die Extrabestellung beim lieben Herrgott betrifft, so läßt er Ihnen sagen, daß er sich nicht darauf einließe, wenn Sie nur so gelegentlich bei ihm vorüberkommen wollten. Sie möchten nur hübsch fleißiger kommen, da ließe sich schon eher ein Wort sprechen; denn er hätte überhaupt schon längst auf Ihr Kommen gewartet.“

Auch aus dem folgenden Brief an eine andere Freundin, die Frau Professor Marie von Frisch in Wien, spricht echter Kellerscher Humor:

An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 15. Februar 1884.

Verehrte Frau Professor!

Es ist sehr geschicklich von Ihnen, daß Sie die saubere Aufführung nicht länger dulden wollen, der ich anheimgefallen; und so hab ich endlich abends 10 Uhr mir ein Glas Rotwein zurechtgestellt, eine gute Zigarre angesteckt und fange an zu schreiben. Allein freilich merke ich bereits, daß es mit der Zigarre nicht geht, und schwanke einen Augenblick, ob ich mich nicht lieber wieder hinsetzen und rauchen will; doch die Tugend und Freundschaft siegt, und so bleibt es dabei, daß ich schreibe.

Haben Sie also tausendmal Dank für das Christkindchen, die pompöse Türkenschere, die so spitzig ist, daß man zwei schöne Dolche davon machen könnte. Sie schmückt herrlich meinen Tisch neben dem Salzbeinsäbel Ihres tapferen Bruders. Ich erhielt die Sachen pünktlich am Neujahrs Morgen, als ich beim Frühstück saß und mich freute, daß es kein Spätstück sei; denn ich war in aller Mäßigkeit um 2 Uhr nach Haus gekommen.

Auch für die geschmackvolle Idee, mir ein Tanagra-Wesen zu schenken, bin ich herzlich dankbar; wenn Sie's aber auch fertig bemalen sollten, so müssen Sie es doch nicht schicken, da dergleichen bei mir nicht fortkommt. Die „abstaubenden“ Weibspersonen demolieren dergleichen unerbittlich und brechen alles, was vom Leibe absteht, so daß die armen feinen Ärmchen, Händchen und Füßchen überall in Schächtelchen und Schälchen herumliegen, weil sie mich wegzwerfen dauern, während die verstümmelten Figuren sich nicht einmal mehr krahen können, wenn sie's heißt.

Der Grund meines Schweigens war ein schändlicher Haufen von Briefen, die sich zur Beantwortung angesammelt und mich melancholisch machten, so daß ich einfach zu striken anfang und die Gerechten mit leiden ließ. Ich laboriere jetzt noch daran. Es gibt Leute, die einen gar nichts angehen und sich förmliche Korrespondenzen erzwingen wollen.

Das Schönste war vor Weihnachten eine Anzahl Exemplare meiner eigenen Gedichte, die mir zukamen, um je eine Dedikation hineinzuschreiben für die Frau, den Mann, den Onkel usw. Das mußte ich dann wieder verpacken und auf die Post befördern. Einer schickte ein extra schön gebundenes Buch, das ich seiner Frau freundlichst widmen sollte, die ich so wenig kannte als ihn selbst. Ich war auf dem Punkte, es Ihnen zu schicken, es war sehr hübsch aussehend, schrieb aber doch eine undeutliche Redensart hinein. Ein anderer hatte die Sache selbst besorgt und mit meinem Namen versehen, es als meine Handschrift ausgehend. Noch nachher bekam er Furcht, es möchte auskommen und der Friede gestört werden. Er kaufte ein neues Exemplar und ein Dritter mußte es mir senden und mir den Kasus anvertrauen, damit ich die Sache gut machte.

Ihre und des Bruders Exemplare liegen längst bereit, und Sie wissen jetzt, warum mir das Packen verleidet war. Ihr habt aber nicht viel verloren, da es unmöglich ist, in

dem monotonen Zeuge lang hintereinander zu lesen. Wenn ich wieder auf die Welt komme, will ich es besser machen, wie ich auch normalere Ohrläppchen mitbringen werde. Ein Bildhauer, der neulich meinen Kopf modellierte, kam der Sache auch auf die Spur und behandelte sie mit größter Aufmerksamkeit, mir mit der Nase immer um die Ohren herumschnaufend. Er ist der erste, der nach Ihnen davon sprach. Allein ich habe auch seit Jahren einen Mondschein hinten auf dem Schädel, den man mir so konsequent verschwiegen hat, daß erst vor einem halben Jahre die Schwester mich darauf brachte, indem sie sagte: „Deine Consur fängt nicht übel an sich auszubreiten.“ „Ich weiß ja gar nicht, daß überhaupt ein Anfang da ist!“ rief ich. „Ha schon lang!“ Ich nahm zwei Spiegel und erblickte wirklich das Entsetzliche. Sie haben recht, daß Sie sich des Lebens freuen. Bleiben Sie gesund mit Mann und Kindern und mir freundlich gesinnt! Wenn ich etwas weiß, schreib' ich schon einmal wieder.

Ihr

G. K.

Die Zigarre habe ich doch während des Schreibens fertig geraucht. Weil sie gut war, merkte sie, daß ich an eine geschickte Person schreibe, und brannte im stillen fort, bis ich sie jeweilig aufnahm. Ihrem Wunsch, betreffend das Hochzeitstelegramm, glaube ich am besten zu erfüllen, wenn ich Ihnen die Depesche schicke, die ich damals angefertigt habe und mir jetzt hervorsuchen ließ. Wir sind nun schon im zehnten Jahre seither; das ist ja merkwürdig.

Wie ich Ihr Weihnachtsbriefchen nochmals ansehe, bemerke ich erst, daß Sie sich wieder gesund nennen, wonach Sie also krank gewesen sind. Von den Knaben hab ich einmal etwas gehört, aber von Ihnen nicht. Nun ist's also gut!

G. K.



Don der Wertschätzung Hebbels gibt der folgende Brief Klaus Groths, des Dichters des in plattdeutscher Sprache geschriebenen Quickborn, Zeugnis:\*)

Am 30. Okt. 1882.

Lieber Hebbel!

— — — Sollten Sie mit Ihrem Verleger in Hamburg persönlich zu verkehren haben, so lassen Sie mich nicht umsonst in Ihrer Nähe harren, ich möchte Sie unendlich gern einmal sehen und sprechen.

Ihre „Nibelungen“ las ich im Mai. Sie haben mich ergriffen und erquickt. Schon die ernste Arbeit im Gebiete der Kunst tut wohl, nicht rechts noch links sehen, keine Brocken abwerfen für die Leidenschaften der Zeit, nicht streicheln noch krazen: wo findet man es noch? Diese Freude am Sichversenken ins Objekt, ohne je den Kopf heraufzustecken und dem Publikum ein freundliches Gesicht zu machen, sie reinigt den Leser und verbannt die Unreinen schon an der Pforte: „Laßt allen Schmutz zurück, ihr, die eintretet!“ Sie haben mir wieder neue Geheimnisse der Menschenbrust gelöst in diesem Ihrem Kunstwerk. Das Licht des Genius hat mir in die dunkle Tiefe einer verschwundenen Zeit geleuchtet. Der starre nordische Mythos ist mir geschmolzen, seine Formen sind mir neuerständig geworden... Vom Dramatischen spreche ich Ihnen nicht, das würde ich tun, wenn ich selbst ein Drama geschrieben hätte, ich spreche nur von dem, wovon ich Beweis geliefert, daß ich es verstehe. Haben Sie Dank für dies Geschenk.

— — — Das Wort entfäht mir zufällig, es ist kein

\*) Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. Mit einem Kupferdruck. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer, 1899.

Schluß zur Seite, ich hätte freilich gern ein Exemplar von Ihrer Hand bekommen, man rühmt sich des in seinem Vaterlande. Und sagen Sie mir doch gelegentlich, ob Sie meine „Vertelln“ I. und II. Bändchen, meinen „Rotgeter“, sowie meine Kinderreime „Daer de Gaern“, letztere mit hübschen Zeichnungen von L. Richter, seiner Zeit empfangen haben? Ich habe Ihnen jedesmal ein Exemplar zuschicken lassen. Ich erzähle Ihnen dies nicht, um feurige Kohlen auf Ihr Haupt zu sammeln, sondern um deswillen, damit Sie nicht etwa glauben, nur ein Gelegenheitsverschen von mir zu Schillers Geburtstag wurde Ihnen von mir gesandt. Nur von letzterem erfahre ich, daß es bei Ihnen angekommen ist, Ihre Grenze muß dem Verkehr noch immer Schwierigkeit machen. Durch mein Bilderbuch „Daer de Gaern“ wollte ich mich gerade bei Ihren Kindern einschmeicheln und vermittels ihrer bei Ihrer lieben Frau. Denn Sie stehen bei meiner Frau etwas sehr hoch, und wenn mein zweijähriger Junge Detmar Groth (der, nebenbei gesagt, ein Riese zu werden verspricht, er wiegt über 30 Pfund und ist fett wie eine Schnecke) heranwächst, so soll er mir früh genug lernen, daß Friedrich Hebbel einer von den größten Männern Holsteins ist.

Vor einigen Wochen war der Maler Gurlitt hier und erzählte mir von Ihnen, er war sehr gealtert, seit ich ihn gesehen hatte. Mir geht es erträglich. Meine Einnahme ist freilich nicht groß, aber vorläufig reicht sie bei meiner Sparsamkeit und meiner herrlichen Frauen Haushaltungskunst. Wir leben und wohnen sehr behaglich, es sollte Ihnen schon bei uns gefallen, ja sogar wenn Sie Frau Hebbel mitbrächten, hätten wir wohl ein niedliches Zimmer mit Betten für beide. Wagte es doch auch Jenny Lind zu uns zu kommen, leider traf sie uns nicht. Grüße von Haus zu Haus.

Ihr

Klaus Groth.

Mit der berühmten Konzertsängerin Hermine Spieß war Klaus Groth durch innige Freundschaft verbunden. Am 25. November 1884 schreibt der Dichter ihr und ihrer Schwester:

Liebe Freundinnen!

Ich habe mich in Gedanken so oft mit Ihnen beschäftigt, daß Sie mir ganz vertraut vorkommen und ich Sie weder anders anzureden weiß, noch Sie trennen mag. Ja gerade die wichtigsten Lebenserfahrungen, die Sie zusammen verbinden, die Sie durchmachen, wovon ich mich bei dem längeren Zusammensein überzeugen konnte, hat Sie beide mir näher gebracht, als es sonst möglich gewesen wäre. Ich habe vor vier Jahren meinen Ältesten sieben Wochen an einer Lungenentzündung Nacht und Tag fast allein verpflegt und kaum verlassen. Das hat uns einander näher gebracht als jedes Glück es je vermocht hätte. So geht es auch Ihnen beiden, und Geschwisterliebe ist das allerreinste und schönste der Gefühle, das die Erde gewährt.

Sie haben uns durch Ihre Briefe große Freude gemacht. Nicht jedermann kann solche Briefe schreiben; wenn das Talent besonders Frauen eigen ist, im Grunde kommt es wie der echte Gesang aus dem Herzen.

Sürchten Sie nicht, daß es mich belästigen würde, wenn Sie Sorgen oder Fragen vorzubringen hätten, liebe Minna. Wo ich retten kann, werde ich es getreulich tun, und Ihr Vertrauen ehrt mich zugleich und wird nie gemißbraucht werden. Wer so lange gelebt hat und so viel Erfahrung hat wie ich, der sieht klar, und ein Poet ist der prädestinierte Vertraute in Konflikten. — Ihre gesunde Natur, Ihr reicher Geist werden Ihnen über die Schwierigkeiten des Lebens hinweghelfen. Sie beide haben und erwerben

sich ja Schätze an Freundschaft und Liebe, daß Sie reich sind unter allen Umständen. Wir haben kürzlich hier über ein schleswig-holsteinisches Musikfest, Juni 1885 in Kiel, beraten, und alle Ihre zahlreichen Freunde denken mit Freuden daran, daß Sie dann wieder kommen und Hermine mitwirken wird.

Weshalb ich Ihnen heute schreibe, das hat seinen Grund darin, daß mir der Photograph Porträts von mir zugeschickt hat. Ich wollte mein altes Gesicht nicht ohne einige Worte absenden. Wenn dieser Worte viele geworden sind, so kommt das davon, daß ich sie beide liebgewonnen habe und hoffe, daß die Liebe nicht bloß einseitig ist. Es ist Abend, ich sitze allein in der Kajüte. Draußen schneit es, kein Laut ist zu hören. Ich habe mit August einen langen Spaziergang an den Hafen gemacht, wie ich es bedarf, wenn ich frisch bleiben soll. Es wäre schon hübsch, Sie wären dabei. Na, denn im Sommer nächst, machen wir es so. Sie kommen und gehen nicht gleich. Oder bin ich dann gegangen und nie mehr dabei? Gott mit Ihnen!

Ihr treuer Freund

Klaus Groth.

Als Klaus Groth der Kronprinzessin Victoria, der späteren Kaiserin Friedrich, den zweiten Teil seines „Quickborn“ übersandte, antwortete die hohe Frau:

Neues Palais, Potsdam, 26. Juni 1871.

„Ich habe mit großem Interesse den Teil von dem „Quickborn“ empfangen, den Sie so gut waren, mir zu senden.

Ich halte viel von der schönen Sprache, voll Kraft und Lieblichkeit, die Sie mit so viel Meisterschaft beherrschen, und worin es Ihnen gegeben ist, wie kaum jemand, das Leben

und Treiben, das Denken und Fühlen des Volkes treu und natürlich darzustellen. In bunter Abwechslung von ernstern und heiteren Beschreibungen, womit Sie den Leser fesseln und erfreuen, wissen Sie vor allem das reine, sittliche Gefühl zu bewahren, das in dem Bewußtsein des deutschen Volkes tiefe Wurzeln geschlagen hat, und das der Dichter nicht ungestraft verletzen darf. Es ist so, daß Ihr „Quickborn“ in Wahrheit ein Born der Erquickung und Labung ist für jeden Geist, jedes Gemüt, und deshalb weit über die Grenzen Ihres engen Geburtslandes so viel Beifall gefunden hat. Abgesehen davon, daß Ihre Gedichte durch die Tiefe der Empfindung und meistens durch die treffende Einfachheit der Form bequem sich dem Gedächtnis einprägen, so haben sie auch durch die bündige und natürliche plattdeutsche Sprache eine ganz besondere Zauberkraft und wissen jeder Gemütsstimmung gerecht zu werden. Gleichwie der frische, gesunde Humor Ihrer Poesie unwiderstehlich fortreißt, so erfüllt die sanfte Wehmut, die sie oftmals atmet, das Herz und entlockt manche Träne dem Auge.

Victoria, Kronprinzessin.

Mit einem wahrhaft goldenen Humor, der nur aus der innigsten Liebe zur Heimat hervorwachsen konnte, betrachtet der prächtige Friß Reuter die Dinge. Über seinen Jugendbriefen lagern wie düstre Schatten die Leiden einer langjährigen, politischen Gefangenschaft, dagegen waltet in seinen späteren Briefen häufig seine behagliche Laune. Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin hatte den Beschluß der philosophischen Fakultät der Universität zu Rostock, Friß Reuter zum Doktor der Philosophie zu ernennen, bestätigt. Reuter spricht ihm in folgendem Brief seinen Dank aus:

Allerdurchlauchtigster Großherzog, Allergnädigster Großherzog und Herr! — Durch den Dekan der philosophischen Fakultät der Landes-Universität Rostock ist mir die Ernennung zu der Würde eines Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste honoris causa zugegangen. Ew. Königliche Hoheit haben die hohe Gnade gehabt, diesen mich über Verdienst ehrenden Fakultäts-Beschluß zu bestätigen. — Wie soll ich würdig meinen Dank abtatten? — Es wird mir schwer werden in der Gemütsverfassung, in welcher ich mich nach dieser Auszeichnung befinde. — Denken Sie sich, Königliche Hoheit, einen Humoristen in einer Doktor-Robe! wie er das ungewohnte Gewand nicht zu tragen weiß, bald es der Würde wegen lang nachschleppen läßt, bald es ungebührlich bis über das Knie aufschürzt der freieren Bewegung wegen; es ist schon eine schlimme Situation. Aber nun denken Sie sich ferner, daß meine ganze Häuslichkeit in Sitten und Gewohnheiten dadurch alteriert ist. Sonst nannten meine Frau und ich uns „Fritz“ und „Luise“ — kam auch wohl einmal „Fritzing“ und „Wisjing“ vor — nun nennen wir uns „Herr Doktor“ und „Frau Doktorin“, um uns in die neue Würde einzuüben. Das ist schon schlimmer! — Aber am schlimmsten ist es, daß mir gerade diese neue Würde unter den hohen Auspizien Ew. Königlichen Hoheit von der mecklenburgischen Landes-Universität zugegangen ist, mir, der ich vor Jahren durch äußere Umstände gezwungen worden bin, ein Preuße zu werden, und dessen Herz sich immerfort wieder nach Mecklenburg gezogen fühlt. — Ich bin in einer großen Verwirrung: soll ich Ew. Königliche Hoheit als fremden Fürsten betrachten, oder soll ich meinem Herzen folgen und Höchsthie als meinen Landesherrn und Landesvater anzureden wagen? — Ich glaube, ich tue am besten, jenem Führer zu folgen, der in einer aufrichtigen Brust nicht so leicht veränderlich ist, als man in der beweglichen Zeit dieser Tage zu glauben scheint, ich folge meinem Herzen und sage Ew. Königlichen Hoheit

als meinem Allergnädigsten Landesvater meinen innigsten Dank! Personen, die es wissen können und mir freundlich gesinnt sind, haben mich versichert, daß Ew. Königliche Hoheit in den Stunden der Muße Notiz von meinen Schriften genommen und an einigen derselben Gefallen gefunden haben, eine solche Aufmunterung zum weiteren Schaffen wird selten einem Schriftsteller zuteil, und auch dafür statte ich Ew. Königlichen Hoheit meinen tiefgefühlten Dank ab.

Und so will ich denn in Gottes Namen mit neuem Mute — selbst als Doktor der Philosophie — fortfahren, meine einfachen vaterländischen Gedichte in vaterländischer Sprache zu erzählen und die Friß Sahlmanns und Bräsig's und Webers in Ew. Königlichen Hoheit Staaten auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus zu Ehren zu bringen, und bitte Gott, daß er Ew. Königlichen Hoheit segensreiche Regierung noch lange wahren lassen möge, damit diese treuherzige und fröhliche Art von Landeskindern unter der Sonne derselben gedeihe und für die Schriftsteller meines Schlages neue Originale wie die Spargel im Frühjahr aufschießen mögen. In tiefster Ehrfurcht verharre ich als Ew. Königlichen Hoheit alleruntertänigster

Neubrandenburg, d. 26. März 1863.

Friß Reuter.

Zwei noch kindliche Verehrerinnen des Dichters, Marie und Helene Scheibel, die Töchter des Konsuls Scheibel in Kiel, hatten an ihn geschrieben und ihn um sein Bild gebeten. Reuter erfüllt in liebenswürdiger Weise ihre Bitte und schreibt:

Liebe Marie und liebe Helene. — Nicht wahr, ich bin doch recht unartig gewesen, gar keine Antwort zu schicken? O, das hättet Ihr Euch nicht gedacht! — Nein, das ist doch

zu arg! — Und wenn Ihr das gedacht hättet, ja dann hättet Ihr doch nicht geschrieben. — Nun, gesteht es mir nur geradezu ein; habt Ihr nicht gerade so gesagt? — Aber es war nicht meine Schuld; ich hatte keine Photographie, und unser Photograph war krank; alle Menschen mußten den Wunsch unterdrücken, ihr liebes Bild zu sehen, außer wie sonst im Spiegel. —

Die Briefe haben mir viele Freude gemacht, gewiß mehr als Euch das härbeißige, bärtige Gesicht, welches anbei in zwei Exemplaren erfolgt.

Grüßt Eure Herren Eltern vielmals von mir und fragt den Vater, ob er nicht einen Onkel in Teterow gehabt habe, der Apotheker gewesen sei, den habe ich noch als Knabe gekannt. — Nun gebe ich Euch beiden einen freundlichen Kuß und Gruß! Euer

Neubrandenburg, den 21. April 1863.      Fritz Reuter.

An den Tribunalsrat Dr. Reusch in Königsberg schreibt der Dichter in der von ihm so meisterhaft beherrschten plattdeutschen Sprache:

Min leiwe Fründ. — Sallst velmal bedankt sin för Dine fründliche Geschenken, aewer ick kennte sei all. Din Fründ Lehmann in Marienwerder hett mi all de Musenalmanachs schickt, un dor heww ick de meisten von Dine Rimels all drin lesen. Endessen en duwvelten Strang hölt beter; un indem dat an den tweiten Strang Du Di sülwst anknüppt heft, is dat en grotes Pleisir för mi west. Un darum danke ick Di ok nich so sihr för de Böker als för di sülwst.\*) — Da! Katt, heft ok en Fisch! —

\*) Der Tribunalsrat Reusch hatte auch seine Photographie beigelegt.



Du fröggst, wat „olle Kamellen“ heit, dat will ick Di seggen: dat heit so vel ungeföhr, as „Meidinger“, as olle längst an de Schauh afgedragene Geschichten, dei half vergeten sünd, un stammt sick von de Kamellenblaumen her, de ok nich recht mihr för Bukweihdag helpen willen, wenn sei aewerjähric worden sünd.

De Redensort is bi uns gäng un gew, un wenn einer recht wat vertellen will, denn föllt em en anner woll in de Red' un seggt: ne, dat lat man, dat sünd olle Kamellen.

Ich wull, Du wirst in desen Ogenblick hir bi mi, denn künnst Du Di recht nüdlisch up 'ne Kist setten un Di mit mi wat vertellen, denn en Staul künn ik Di nich anbeiden, indem dat ick keinen heww. Büst Du all mal eins ut hüfung smeten worden un heft Du all mal mit all Dine Packenelken up de apne Strat legen? — Woll nich. — Aewer ick ligg hüt all up de Strat, denn aewermorgen wander ick ut nah Eisenach, nah di olle Wartborg, un bi mi süht dat ut — Gott Du bewohre! —

Sodom un Gomorrha is en Kinnerspill dorgegen. — Dorüm möst Du mi ok nich aewel nehmen, wenn ick nu nich wieder schriewen kann, denn in desen Ogenblick kümmt mine Fru un nimmt mi dat Tintfatt vör de Näs' weg, denn 't sall ok inpackt warden; dat Winglas hett sei all bi Sid bröcht.

Ich wünsch Di vel Gaudes, vel Glück un Segen; kein Hartled, keine Krankheit mag Di bedrapen, aewer vör allen kein Amtog!

Un nu lew recht woll un lat mal wedder wat von Di hören, un den 2ten Deil von de Stromtid, dei nu druckt warden sall, schick ik Di, so drad hei farig is. Adjus ok! Din

Nigenbramborg, den 17. Juni 1863.

Friß Reuter,  
Magister artium.

#### d. Die Zeit des nationalen Aufschwungs.

Aus der Zeit des nationalen Aufschwungs, in der sich unser Volk zur politischen Einheit und Macht heraufarbeitete, treten uns zwei Männer entgegen, die neben Luther, Lessing, Goethe und Schiller als Klassiker des deutschen Briefes bezeichnet werden müssen. Das sind Bismarck und Moltke.

Der Herausgeber der Bismarckbriefe, Professor Horst Kohl, schreibt im Vorwort über Bismarck und seine Briefe: „Der Mann von Eisen und Blut, der durch seinen Kampf mit dem Abgeordnetenhaus um die bedrohten Rechte der preussischen Krone zum bestgehaßten Manne in Preußen geworden war, durch seine staunenerregenden Erfolge auf dem Gebiete der äußeren Politik der Welt bewiesen hatte, daß er ernst zu nehmen sei — er erschien in diesen Briefen an die Gattin und an die Schwester als ein liebenswürdiger Mensch, der mit den Fröhlichen zu lachen, mit den Traurigen zu weinen bereit war, der für Natur und Musik zu schwärmen, durch packende Schilderung von Land und Leuten zu fesseln, mit dem feinen Humor des geistvollen Plauderers zu würzen und mit scharfzugespißter und doch nicht verletzender Satire die Schwächen seiner Mitmenschen zu geißeln verstand. Dazu gab sich Graf Bismarck in diesen Briefen als einen Stilisten kund, der die deutsche Sprache in Lessingischer und Goethischer Klarheit redete und durch die schlichte Natürlichkeit der Form dem Ausdruck Schönheit und Kraft verlieh. Es konnte nicht fehlen, daß diese Briefe alsbald zu einem Schätze des deutschen Volkes wurden. Bismarck war nach den gewaltigen Erfolgen der

sechziger Jahre den meisten ein Übermensch, dem man nur mit ehrerbietiger Furcht zu nahen wagte; daß er menschlich zu fühlen und die Sprache des Herzens zu reden verstand, daß er ein treuer und fürsorgender Gatte und Vater, ein liebevoller und liebenswürdiger Bruder, ein Freund seiner Freunde und zu dem allen eine tiefinnerliche und religiöse Natur war, das lernte die Welt erst aus diesen Briefen kennen. Denn das Terenzische homo sum, humani nihil a me alienum puto,\*) das Fürst Bismarck selbst als Motto für die Gesamtausgabe seiner politischen Reden gewählt hat, gilt auch für seine Briefe. So sind die Bismarckbriefe für unser Volk zu einer gesunden Speise geworden, nach der es immer von neuem verlangt. Mit seinem Bismarck fühlt es sich verwachsen wie mit seinem Goethe, denn beider Heroen innere Verwandtschaft hat es längst erkannt. Seine Reden und Briefe betrachtet es als ein teures Vermächtnis, als einen Born, aus dem es Erquickung und Trost, Rat und Antrieb zur Tat schöpfen kann, als einen Schatz, in dessen unerschöpflichem Reichtum es immer neue Goldkörner tiefen Gemütes und unverfälschter Treue findet.

In einem Brief an seine Schwester hat uns Bismarck selbst das ganze Geheimnis seiner Brieffschreibekunst enthüllt: „Ich weiß heut nicht recht, wovon ich Dich unterhalten soll, und dabei fällt mir Dein letzter Brief ein, den ich von Dir bekam, in welchem Du sagtest, daß Du nicht recht zu dem Entschluß habest kommen können, mir zu schreiben. Dies veranlaßt mich, ob mit Recht oder Unrecht, ist gleichgültig, zu einer Bemerkung über fortgesetzte Korrespondenz im allgemeinen. Wenn man in einem wohlunterhaltenen und für beide Teile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen, ich meine, daß man sich geniert, ein-

\*) Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd.

ander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben. Wenn man sich lieb hat, wie es von uns beiden doch anzunehmen ist, so ist es ein Vergnügen, überhaupt nur in Verbindung zu sein. Ist man geistig angeregt, so schreibt man einen witzigen, ist man niedergeschlagen, einen sentimentalischen Brief; hat man den Magen verdorben, hypochondrisch, und hat man gelandwirtschaftet, wie ich heut, trocken und kurz. Ich habe heut den ganzen Tag gerechnet und wußte bei Gott nicht, was ich Dir schreiben möchte; wäre es nicht wegen Grosvenor\*) gewesen, so hätte ich es aufgeschoben (so leicht verfallt ich selbst in den Fehler, den ich tadle), und nun habe ich doch 3 Seiten voll geschrieben, ich weiß nicht wovon, und verlange von Dir als schweizerliche Pflicht und Schuldigkeit, daß Du sie lesen sollst. Ebenso mußt Du, mein Herz, dazu beitragen, uns auf dem ungenierten Plauderfuß zu erhalten; schreibe Du mir, in welcher Stimmung Du willst — auch in der wirtschaftlichsten von der Welt, Du machst mir immer eine sehr große Freude; Dein Brief mag kurz oder lang, frankiert oder unfrankiert sein, er mag Dir uninteressant vorkommen, für mich ist er immer das Gegenteil.“

P. A. Truchot, Hotel de Prusse, Stettin.

Ohne Datierung (Ende Dezember 1846).

Verehrtester Herr von Puttkammer!\*\*)

Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vorn herein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben

\*) Ein Pferd.

\*\*) Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Portrait-Beilagen. Stuttgart 1900, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (G. m. b. H.).

haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich und durch sparsame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgesehen von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erschweren können, durch mich selbst niemals imstande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß Sie den Einsatz eines so teuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu tun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Über mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andere zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines inneren Lebens, welches jenem zugrunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hause in frühesten Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher an meinem 16. Geburtstage keinen andern Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit sondern infolge reiflicher Überlegung, aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehen schien, indem

ich mir sagte, daß entweder Gott selbst nach seiner Allgegenwart alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu Sich Selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte, und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahr alt ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten 8 Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehre andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zu Zeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophien des Altertums, unverständene Hegelsche Schriften und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter vor 6—7 Jahren nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innre Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indes blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Er-

kennntnis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor 4 Jahren kam ich seit meiner Schulzeit zuerst wieder in nähere Berührung mit Moritz Blandenburg und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich mir durch Überredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indes mit dem Triglaser Hause und dessen weiterem Kreise bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegne Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußeren Werken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war, und die ich als Geheimnisse anderer nicht mitteilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat anderer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedner Gefangenhaltung einstweilen des eignen Urteils in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unserer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen; denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

Welchen Wert Sie dieser erst zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, soll sie, was auch über mich beschlossen sein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen, und sonst noch niemandem, hier vorgetragen habe, mit der Überzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.

Ich enthalte mich jeder Beteuerung über meine Gefühle und Vorsätze in bezug auf Ihre Fräulein Tochter; denn der Schritt, den ich tue, spricht lauter und beredter davon als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Historisch nur bemerke ich, daß, nachdem ich



Fräulein Johanna wiederholt in Cardemin gesehn hatte, nach unserer gemeinschaftlichen Reise in diesem Sommer, ich nur darüber im Zweifel gewesen bin, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich sein werde, und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könne, was sie in ihrem Mann zu suchen berechtigt sein würde. In der jüngsten Zeit ist aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entschluß in mir fest geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhausen nur deshalb gegen Sie geschwiegen, weil ich mehr zu sagen hatte, als ich mündlich zusammenfassen kann. Bei der ernstesten Wichtigkeit der Sache und der Größe des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinst zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entscheidung ohne weiteres günstig für meinen Antrag ausfallen werde, und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.

Es ist gewiß noch vieles, was ich in diesem Schreiben nicht oder nicht vollständig genug gesagt habe, und ich bin natürlich bereit, Ihnen über alles, was Sie zu wissen verlangen werden, genaue und ehrliche Auskunft zu geben; das Wichtigste glaube ich gesagt zu haben.

Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung darzubringen und die Versicherung meiner Liebe und Hochachtung mit Wohlwollen aufzunehmen.

Bismarck.

Adresse:

Schönhausen  
bei Fischbeck an d. Elbe.

An Frau v. Bismarck.\*)

Peterhof, den 28. Juni 59.

Aus vorstehendem Datum siehst Du schon, daß ich wieder auf bin. Ich fuhr heut früh hierher, um von der Kaiserin Mutter Abschied zu nehmen, die morgen in See geht. Für mich hat sie in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit wirklich etwas Mütterliches, und ich kann mich zu ihr ausreden, als hätte ich sie von Kind auf gekannt. Sie sprach heut lange und vielerlei mit mir; auf einem Balkon mit Aussicht ins Grüne, strickend an einem weiß und roten wollenen Shawl mit langen Stäben, lag sie, schwarz angezogen, in einer Chaiselongue, und ich hätte ihrer tiefen Stimme und ihrem ehrlichen Lachen und Schelten noch stundenlang zuhören mögen, so heimlich war mir's. Ich war nur auf zwei Stunden im Frack gekommen; da sie aber schließlich sagte, sie hätte noch nicht Lust, von mir Abschied zu nehmen, ich aber schrecklich viel zu tun, so erklärte ich: „nicht das Mindeste“ und sie: „dann bleiben Sie doch, bis ich morgen fahre“. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen als Befehl; denn es ist hier reizend und in Petersburg so steinern. Denke Dir die Höhen von Oliva und Zoppot alle in Parkanlagen verbunden und mit einem Duzend Schlössern und Terrassen, Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, blauen Himmel und warme Sonne mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus

---

\*) Bismarckbriefe 1836—1873. Achte Auflage, herausgegeben von Horst Kohl. Mit einem Pastell nach F. von Lenbach und vier Porträts in Sinterdruck. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing, 1900.

das blaue, wirkliche Meer mit Segeln und Möwen; so gut ist es mir lange nicht geworden. In einigen Stunden kommt der Kaiser und Gortschakow, da wird auch wohl einiges Geschäft in die Idylle eindringen; aber Gott sei Dank, sieht es ja etwas friedlicher in der Welt aus trotz unsrer Mobilmachung, und ich brauche mich weniger zu ängsten vor gewissen Entschliefungen. Es tun mir die österreichischen Soldaten leid, wie müssen sie geführt werden, daß sie jedesmal Schläge bekommen, am 24. wieder! Für die Minister ist es eine Lehre, die sie in ihrer Verstocktheit nicht einmal beherzigen werden. Weniger Frankreich als Österreich würde ich von dem Augenblick an fürchten, wo wir den Krieg auf uns nähmen.

28. abends.

Nachdem ich eine dreistündige Spazierfahrt im offenen Wagen durch die Gärten gemacht habe und alle ihre Schönheiten im einzelnen besehn, trinke ich Tee, mit dem Blick auf goldnen Abendhimmel und grüne Wälder; Kaisers wollen den letzten Abend en famille sein, was ich ihnen nicht verdenke, und ich habe als Rekonvaleszent die Einsamkeit aufgesucht, für heut auch wirklich genug für meinen ersten Ausflug. Ich rauche meine Zigarre in Ruhe, trinke guten Tee und sehe durch die Dämpfe beider einen Sonnenuntergang von wahrhaft feltner Pracht. Beifolgenden Jasmin sende ich Dir als Beweis, daß er hier wirklich im Freien wächst und blüht. Dagegen muß ich gestehn, daß man mir die gewöhnliche Kastanie in Strauchgestalt als ein seltnes Gewächs gezeigt hat, welches im Winter eingewickelt wird. Sonst gibt es recht schöne große Eichen, Efeu, Linden, Pappeln und Birken, wie Eichen so dick . . .

## An Herrn von Arnim.

Reinfeld, 16. August 1861.

Mein geliebter Oskar, soeben erhalte ich die Nachricht von dem schrecklichen Unglück, welches Dich und Malwine betroffen hat. Mein erster Gedanke war, sogleich zu Euch zu kommen, aber ich überschätzte damit meine Kräfte. Die Kur hat mich angegriffen, und der Gedanke, sie plötzlich abzubrechen, fand so entschiednen Widerspruch, daß ich mich entschlossen habe, Johanna allein reisen zu lassen. Ein solcher Schlag geht über den Bereich menschlicher Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerze nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen. Ein schwereres Leid konnte Dich nicht wohl treffen; ein so liebenswürdiges und freudig gedeihendes Kind auf diese Weise zu verlieren\*) und mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude Deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von Dir weichen, so lange Du auf dieser Erde lebst; das fühle ich Dir nach mit tiefem schmerzlichen Anteil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hilflos, so weit er selbst uns nicht helfen will, und können nichts tun, als uns in Demut unter seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was er gab, uns völlig vereinsamen lassen, und unsre Trauer darüber würde um so bitterer sein, je mehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen. Mische Deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige Dir, daß Dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß Du mit ihnen und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind 15 Jahre lang besessen zu haben, Dich als


\*) Detlev von Arnim fand seinen Tod bei der Entenjagd durch Entladung des Gewehrs.

gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will Dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern Dir nur in diesen Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder Dein Leid wie mein eignes fühle und bis ins innerste davon ergriffen bin. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebensoviele Vorwürfe die Erinnerung an alle Klagen und begehrlischen Wünsche, über welche ich so oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns gibt, und wieviel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsre Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es dann vorbei wäre; erinnerst Du Dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod ein Übergang zu einem andern Leben ist, wird Deinen Schmerz freilich wenig lindern; denn Du konntest glauben, daß Dein geliebter Sohn Dir die Zeit hindurch, die Du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und Dein Andenken hier in Segen fortpflanzen werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man schließt in unseren Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laßt uns darum um so enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wie jetzt Deinen Sohn von uns. Wer weiß, wie bald! Willst Du nicht mit Malle nach Stolpmünde kommen, still mit uns einige Wochen oder Tage leben? Jedenfalls komme ich in drei bis vier Wochen zu Dir nach Kröchlendorf

oder wo Du sonst bist. Meine geliebte Malle grüße ich von Herzen, möge Gott ihr wie Dir Kraft verleihen zum Tragen und geduldiger Ergebung!

Dein treuer Schwager

v. B.



An Frau v. Bismarck.

Hohenmauth, Montag 9. Juli 66.

Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft, auch nicht, als ich 1852 mit dem guten Lymar diese Eisenbahn passierte. Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn. Die Österreicher stehen in Mähren, und wir sind schon so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heut noch stehn. Gefangne passieren noch immer ein, und Kanonen sind seit dem 3. bis heut 180. Holen sie ihre Südarkmee hervor, so werden wir sie mit Gottes gnädigem Beistande auch schlagen; das Vertrauen ist allgemein. Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen

Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein. Nachrichten über Bekannte sind schwer zu haben, man liegt meilenweit auseinander, keiner weiß, wo der andre, und niemand zu schicken, Menschen wohl, aber keine Pferde. Seit 4 Tagen lasse ich Philipp suchen, der durch einen Lanzenstich am Kopfe leicht verwundet ist, wie G. mir schrieb, aber ich kann nicht entdecken, wo er liegt, und jetzt sind wir schon 8 Meilen weiter. Der König exponierte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit war; denn alle Mahnungen anderer fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden vom 6. Kürassierregiment neben uns sich blutend wälzte, und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glücke nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiastiert über seine Truppen und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir denn richtig wieder ins Feuer hineingeraten waren. Er hat aber so viel darüber hören müssen, daß er es künftig lassen wird, und Du kannst beruhigt sein: ich glaube auch kaum noch an eine wirkliche Schlacht. Wenn Ihr von jemand keine Nachricht habt, so könnt Ihr unbedingt annehmen, daß er lebt und gesund ist; denn alle Verwundungen von Bekannten erfährt man in längstens 24 Stunden. Mit Herwarth und Steinmeß sind wir noch gar nicht in Berührung gekommen, ich habe also auch Sch. nicht gesehn, weiß aber, daß beide gesund sind. G. führt ruhig seine Schwadron mit dem Arm in der Binde. Leb wohl, ich muß in Dienst.

Dein treuester

v. B.

Darzin, 7. August 1869.

Lieber Mollen,

daß Du mir schriebst, war einer der besten Einfälle, die Du seit langer Zeit gehabt hast, und gewiß wirst Du viele gute haben. Deine Beschuldigung aber, daß ich Dir nicht geantwortet haben sollte, klingt mir ganz unglaublich; Du sagst es, also muß es wahr sein, aber das Bewußtsein meiner Tugend ist so stark in mir, daß ich lieber die Regelmäßigkeit des meiner Leitung anvertrauten norddeutschen Postdienstes anzweifle als an meine persönliche Nachlässigkeit glaube. Keine Post taugt heut zu Tage etwas, die Welt wird überhaupt immer schlechter. „Doubt that the stars are fire“\*) usw., aber zweifle nicht an meiner Tugend. Seit 3 Wochen lag das Papier fertig, um Dir nach London zu schreiben und Dich zu fragen, ob Du nicht eine Woche oder zwei für mich übrig hättest; zur Genugtuung für Deine heimliche Flucht über See solltest Du uns die Freude machen, alle Tinte, Häusermieten und Engländer auf einige Zeit aus Deinem Sinne zu verbannen, und Dein Wigwam in die pommerschen Wälder verlegen. Die Sache ist heut so leicht für einen ozeanischen Reisenden, wie es früher war, von Berlin nach Göttingen zu fahren. Du gibst Deiner Frau Gemahlin den Arm, besteigst mit ihr ein Cab, bist in 20 Minuten auf dem Bahnhofe, in 30 Stunden in Berlin und von dort in einem halben Tage hier; um 9 Uhr aus Berlin fahrend, bist Du zu Mittag bei uns. Es wäre reizend; meine Frau, Tochter, ich und die Söhne, die ich in 2 Tagen erwarte, würden sich kindisch freuen, und wir wollen dann einmal wieder ganz so lustig sein wie in alter Zeit. Ich selbst kann augenblicklich nicht reisen, ohne alle Gründe umzustößen, aus denen ich Urlaub habe. Sonst

\*) Zitat aus Hamlet II, 2: Zweifle an der Sterne Licht.



sucht' ich Dich auf, um Dich hier in die Backwoods abzuholen; aber bitte komm, wirf alle Sorgen und Bedenken hinter den Ofen, die findest Du da unversehrt wieder bei Deiner Rückkehr, und richte Dich ein auf kurze oder lange Zeit je länger je lieber, aber mache uns die Freude und komm her. Ich bin so in den Gedanken schon eingelebt, daß ich krank werde, wenn Du nein sagst, und das würde die übelsten Einflüsse auf die ganze Politik haben. Empfehle mich Deiner Frau Gemahlin zu Gnaden.

Dein treuer Freund

v. B.

An Frau v. Bismarck.

Vendresse, 3. Sept. [1870].

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heut zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir gegen 30000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar-le-Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte.

Gestern früh fünf Uhr, nachdem ich bis ein Uhr früh mit Moltke und den französischen Generalen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit 3 Adjutanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuileries und fragte nach

seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehn; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß S. M. 3 Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf N.'s Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maas dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen 6 Franzosen, von mir und von Karl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unsrer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehn durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein; „N'importe“;\*) meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte, mit einem fichtnen Tische und zwei Binsensstühlen, saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein 67 in den Tuileries. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen der ersten auf Rekognoszierung und entdeckten  $\frac{1}{2}$  Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kür.-Regiment, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpf(f)en die Kapitulation, vermöge deren 40- bis 60000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsre Gefangnen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosteten Frankreich 100000 Mann und einen Kaiser. Heute früh ging letzter mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöh bei Kassel ab.

\*) Tut nichts.


Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letztern gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlichster Freude ersah ich heut aus Deinen und Marias Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Sr. M. vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Karl sah ich, beide Bülow bei 2. G.-Dr. wohl und munter.

Leb wohl, mein Herz. Grüße die Kinder.

Dein

v. B.



Bismarck ebenbürtig als Brieffschreiber ist der Feldmarschall Graf Moltke. Wie verschieden auch sonst die beiden großen Männer von einander sein mögen, eins sind sie in der Sicherheit und Klarheit ihres Urteils, in der Einfachheit, Schlichtheit und Natürlichkeit ihres Wesens. Moltke ist bei allen Eigenschaften eines echten Soldaten eine Künstlernatur; er hat eine Novelle geschrieben, Gemälde kopiert, nach der Natur skizziert, und so oft es ihm nur möglich war, besuchte er mit regem Anteil Theater und Kunstausstellungen. „In den Briefen an das jüngere Geschlecht, an den Neffen Wilhelm und dessen Kinder, die ihrem Beginne nach bereits in das höhere Lebensalter des Brieffschreibers fallen, wird uns die ehrwürdige Soldatengestalt von einer neuen Seite gezeigt. Wir sehen ihn als Pädagogen bei der Arbeit, mit sorgsamer Hand und wachsamem Auge, vor allem mit warmem Herzen und in treuer Geduld die Erziehung der Neffen fördernd, ihnen klugen Rat

erteilen aus der Fülle seiner Erfahrungen und seiner Menschenkenntnis, und in Vorforge, wo es nötig ist, sie warnen. Wir sehen, wie er als Familienhaupt, ein wahrhafter Patriarch, das Blühen seines ganzen Geschlechts, das Gedeihen jedes einzelnen Mitgliedes liebend umfaßt, mit den Kleinen als der Opapa scherzt, den Großen aber in allen Lebenslagen ein Vater im edelsten Sinne des Wortes ist.“

Konstantinopel, den 28. April 1836.

Liebe Mutter!\*)

Ich habe zwar heute gar nichts Neues zu melden, jedoch kann ich nicht umhin, Dir für Deinen lieben Brief vom 20. Februar zu danken, der mir große Freude gemacht hat. Nach so langer Zeit war es mir eine große Beruhigung, von Vater sowohl als von Dir zu erfahren, daß Ihr alle gesund seid.

Ob mein Aufenthalt sich hier noch beträchtlich verlängern wird, oder ob ich im nächsten Monat plötzlich abreise, hat sich noch nicht entschieden. Erst in drei bis vier Wochen können die Befehle meines Generals hier eintreffen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß man mich dazu bestimmt, ein- weilen noch in Konstantinopel zu bleiben, da ich einmal das Terrain hier kenne und der Seraskier ein besonderes Vertrauen in mich gesetzt hat. Der Aufenthalt hier ist auch in vieler Beziehung sehr interessant und wird pekuniär gewiß ganz vorteilhaft werden, aber wenn man schon eine Zeit hier gewesen und der Reiz der Neuheit verschwunden ist, so sehnt man sich doch gar sehr nach Europa. Die Anwesenheit von zehn meiner Kameraden, deren Ankunft

\*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Berlin 1892, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung, Kochstr. 68—70.

man schon erwartet, wird die Sache freilich um vieles angenehmer machen.

Ich wohne noch immer im Gesandtschaftshotel zu Pera. Das Leben ist äußerst einförmig. Ich stehe nicht allzu früh auf, bedenkend, daß der Tag vierundzwanzig lange Stunden hat. Bis zum Frühstück um zwölf Uhr habe ich zu arbeiten, und das ist noch ein Glück, dann mache ich gewöhnlich einen Spaziergang mit den jungen Leuten von der Gesandtschaft. Man schlendert nach einem der zahlreichen Cafés, setzt sich auf einen niedrigen Strohschemel, raucht die Nargileh oder die Wasserpfeife, sieht den Schiffen nach, die durch den Bosphorus ziehen, und den Delphinen, die zu hunderten um sie herumtanzen. Der Kreis des Ideenaustausches ist mäßig beschränkt, jeder weiß schon im voraus, was der andere wissen kann; nachdem man also ermittelt hat, ob es Nord- oder Südwind und ob man den Olymp sehen oder nicht sehen kann, schlendert man wieder nach Hause und weiß genau, ob morgen Regen sein wird oder Sonnenschein. Es ist das Land behaglicher Faulheit und eine ganze Nation in Pantoffeln. — Gegen Abend mache ich dann noch einen Ritt nach dem Tal der süßen Wasser, um sieben Uhr wird zu Mittag gegessen, und was man dann des Abends noch macht, weiß ich eigentlich gar nicht.

Die Feierlichkeiten zur Vermählung der Prinzessin Sonnemond oder Mihrimah fangen heut abend mit einem Feuerwerk auf dem Bosphorus an. Man hat schon vor vier Wochen ein kleines Kunstfeuerwerk im Innern des Laboratoriums gegeben, bei welchem 180 Menschen in die Luft geflogen sind, es war aber ihr Kismet oder Schicksal.

Ich hoffe, liebe Mutter, daß ein Brief von Dir schon wieder unterwegs ist, und daß er gute Nachricht von Euch allen enthält. Für heute schließe ich mit der Bitte, stets im guten Andenken zu behalten Deinen Dich herzlich liebenden Sohn  
Helmuth.

Hauptquartier Horſiž, den 4. Juli 1866.

Am 2. dieſes Monats waren eben die Diſpoſitionen für einen Angriff auf die öſterreichiſche Hauptmacht abgegangen, als ich mit der Nachricht geweckt wurde, daß dieſelben uns zuvorzukommen gedächten. Wir vermuteten ſie hinter der Elbe mit einer Feſtung auf jedem Flügel, Joſephſtadt und Königgrätz. Nichts war mir daher erwünſchter als dies freundliche Entgegenkommen ihrerſeits und ihr Vorgehen aus dem ſtarken Abſchnitt. Noch um zwölf Uhr in der Nacht gingen die Befehle ab, welche alle unſere Korps konzentrieren ſollten. Die Erſte Armee, Prinz Friedrich Karl, ſtand in Horſiž der feindlichen Verſammlung an der Biſtriž gegenüber, die Zweite Armee, Kronprinz, hinter der oberen Elbe jenseits Königinhofen, die Elb-Armee, Herwarth, ſüdlich bei Snidar. Leßtere hatten daher zwei und drei Meilen zu marſchieren, ehe ſie in das Gefecht eingreifen konnten. Sie waren gegen beide Flanken des Gegners dirigiert. Die Abſicht war, die feindliche Armee gegen die Elbe zu werfen, ſie von beiden befeſtigten Übergängen abzuschneiden und wenn möglich ganz zu vernichten. Bald nach Mitternacht, den 3. Juli, ritten Adjutanten mit dem Befehl in die entfernten Stabsquartiere der Nebenarmeen; um vier gingen unſere Pferde von Gitschin nach Horſiž, um fünf Uhr folgte der König und das Hauptquartier zu Wagen. Ich nahm Podbielski und Wartensleben auf meinem Jagdwagen mit. Um ſiebeneinhalb Uhr ſtiegen wir in Horſiž zu Pferde, und um gegen acht Uhr fielen die erſten Schüſſe der Avantgarde. Der Feind hatte eine überaus ſtarke Stellung auf den Höhen jenseits Sadowa hinter der Biſtriž und antwortete aus zahlreichen Batterien. Es lag nicht in unſerem Plan, hier eine Entſcheidung mit großen Opfern an dieſer Stelle ſchnell herbeizuführen. Das hügel-

und Wiesenterrain dieser Gegend ist durch Waldkuppen unterbrochen, ein kalter Nebelregen erschwerte die Übersicht in der ganz unbekanntem Gegend. Während das Gefecht in der Front langsam fortbrannte, wurde mit Spannung ausgegahut, ob die Flügellarmeen erscheinen würden. Schon um zehn Uhr hatten die schneeweißen Rauchballen der feindlichen Batterien eine Ausdehnung von wohl zwei Meilen. Aber es war schwer zu sagen, ob ihr Feuer sich nur auf uns oder zum Teil auf andere Gegner richtete. Die österreichische Artillerie schoß sehr gut. Kaum ließ sich eine Kolonne Infanterie oder Kavallerie irgendwo in einer Tal-schlucht sehen, so schlug eine Granate in unerfreulicher Nähe ein, und das Feuer unserer Batterien ertrug sie mit größter Standhaftigkeit. Bald waren fast alle unsere gezogenen Batterien in Tätigkeit und nur noch die glatten in Reserve. Nun bligte es aber auch von dem hochgelegenen Dorfe Thlum her aus solcher Entfernung, daß das Feuer nicht mehr gegen uns gerichtet sein konnte, und wir schlossen, daß der Kronprinz links im Annarsch sein müsse. Bald gingen auch Meldungen darüber ein, und die Rauchwolken in der Richtung von Nechanitz konnten nur von der Herwarth-schen Artillerie herrühren. Er erhielt sogleich den Befehl, dort den Übergang zu erzwingen und gegen die feindliche linke Flanke vorzugehen.

Im Zentrum links war General Fransceki gegen Benatek vorgegangen und hatte im dortigen Gehölz zahlreiche Gefangene gemacht. Ein fürchtbares Artilleriefeuer hinderte ihn, aus demselben zu debouchieren. Noch schwieriger war es, über Sadowa vorzudringen. Zwar war die Hälfte des dahinter liegenden Wäldchens durch das einundsiebzigste Regiment genommen, aber der Aufenthalt dort sehr unangenehm. Fortwährend standen die kugelrunden, weißen Wölkchen über dem Gebüsch und streuten ihre Schrapnells hinein. Eine Batterie von zwölf Zwölfpfündern stand tausend Schritte vor der Waldlisière, sie mit Kartätschen überschüttend.

Es lag nicht in unserem Interesse, hier um jeden Preis durchzubrechen, und ich verhinderte den schon erlassenen Befehl an General Manstein, die Batterie zu erstürmen. Das Vorrücken der beiden Flügel mußte von selbst die Räumung erzwingen. So geschah es auch, und nun folgten wir der Kavallerie, welche reichlich eine Meile in schärfster Gangart vorging, um die beiden Flügel einzuholen. Hinter den zwölf Geschützen lag die gesamte Bespannung an Pferden tot. Man hatte sie bis zum letzten Augenblicke bedient, ihre Rettung aufgebend. Nirgends waren geschlossene Massen mehr sichtbar. Der Rückzug muß unter dem Schuß der Artillerie schon seit Stunden begonnen haben. Es erfolgten mehrere Kavallerieattacken, die nicht alle gelangen. Das Thüringische Husarenregiment war in ein Dorf geritten, und wohl dreißig Pferde kamen herrenlos wieder heraus. Aus dem Sausen der Spitzkugeln erkannte man bald, daß die Dörfer noch besetzt waren, und die Gardebataillone drangen tambour battant in dieselben ein. Fast alle Kavallerieregimenter attackierten die feindlichen abziehenden Regimenter und brachten zahlreiche Gefangene ein. Nun waren wir dicht vor Königgrätz angekommen, und noch einmal erhob sich am jenseitigen Ufer der Elbe eine heftige Kanonade, die bis gegen neun Uhr dauerte. Die Granaten schlugen rechts und links ein, aber sehr bald standen wohl sechzig Geschütze auf unserer Seite dagegen. Die Entfernung war groß, man zielte nur nach dem Pulverdampf und mehrere Geschosse plakten jedesmal dicht davor. Endlich erlosch auch das Feuer. Wir glauben, die gesamte österreichische und sächsische Armee gegen uns gehabt zu haben. Die Schlacht dauerte über zwölf Stunden, und die Truppen haben bis sechs Meilen marschiert. Heute berechnen wir gegen 20000 Gefangene und 116 Geschütze; drei Fahnen habe ich gesehen, es sollen aber mehr sein. Unser Verlust ist groß, namentlich an Offizieren. Näheres noch nicht bekannt. Das siebenundzwanzigste Regiment hat



sehr gelitten. Heute traf Feldmarschallsleutnant Gablenz hier ein, seine Bitte um Waffenstillstand mußte abgelehnt werden.

Im scharfen Galopp vorgehend, hatte ich wenig auf das Schlachtfeld geachtet, beim Zurückreiten traten die Schrecknisse hervor. An manchen Stellen war das Feld förmlich bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. Gewehre, Tornister, Mäntel usw. lagen überall herum.

Es gab schreckliche Verwundungen, niemand konnte helfen. Ein Offizier flehte uns an, ihn totzuschießen. Die Krankenträger arbeiteten ohne Unterlaß, aber die Zahl der Verstümmelten war zu groß. Ich habe die Rappstute geritten, Reinhold den großen Braunen; sie gingen vorzüglich, namentlich erstere über die vielen Gräben und Sumpfstrecken. Da die Reitpferde neun und eine halbe Meile gemacht, ohne das Hinundherreiten während des Gefechts zu rechnen, so ließ ich sie in Horstik, wo mein Wagen zurückgeblieben war, und mußte dann noch bis Gitschin fahren, wo ich ein Uhr nachts ankam. Während des ganzen Tages habe ich zwei Schokoladenplätzchen und ein kleines Stückchen Brot gegessen. In Gitschin war nichts mehr zu haben. Hungrig und von Frost geschüttelt, warf ich mich mit Mantel auf ein schlechtes Bett und schlief vorzüglich ein paar Stunden; dann ging es wieder hierher, und befinde ich mich sehr wohl.

— Teile unseren Freunden den Inhalt dieser eiligen Zeilen mit, die ich noch mit dem Kurier fortzubekommen hoffe.

Herzlichst

Dein

Helmuth.

Abends zwölf Uhr.

Berlin, den 7. Dezember 1866.

Mein lieber Wilhelm!

. . . Glaube mir, daß wer nicht in der Jugend lernt, mit wenigem auszureichen, der wird auch im Alter mit vielem nicht fertig . . . Nur der ist reich, der seine Umstände verbessert; wer mit neuen großen Einnahmen anfängt und seine Bedürfnisse danach einrichtet, kann relativ arm sein. Es ist für Dich doppelt wichtig, daß Du lernst, guter Wirt zu sein, weil Du voraussichtlich einst die Stütze Deiner Geschwister sein mußt.

Daß Du tüchtig zum Dienst herangezogen wirst, ist sehr gut, und ich freue mich, daß Du Lust und Liebe dazu hast . . .

Es ist bei Deinem Alter und in jeder anderen Rücksicht doch sehr wünschenswert, daß Du so bald wie möglich Offizier wirst. — Du erhältst in den nächsten Tagen die für Deine Vorbereitung nötigen Bücher. Siehe zu, wie Du das Studium mit dem Dienst vereinst, aber merke Dir die Lehre eines alten Professors, welcher sagte: Wer auf dem Sofa liegend liest, der liest vergebens. Nur mit der Feder in der Hand kann man nützlich studieren.

Wenn Du glaubst, mit Deiner Vorbereitung so weit zu sein, daß Du mit einer möglichst kurzen Nachhilfe in Berlin Dich zum Examen melden kannst, so mache mir Anzeige davon. Ich möchte glauben, daß Du wohl zum 1. April so weit sein kannst, daß Du Dich der Offizierprüfung unterwirfst. Dabei kannst Du dann jedenfalls den ganzen Januar noch allen Dienst tun, was namentlich für den Reiten recht wichtig ist. Man muß schon recht viel geritten haben, um nur erst dahinter zu kommen, was einem zum guten Reiter fehlt. Auf dem eigenen Pferde reitet man sich bald ein, je mehr verschiedene Pferde, je besser. Deine Braune hat eine schwere Ration gehabt, und wenn sie jetzt nicht allzusehr angestrengt ist, wird sie schon wieder

rund werden, zum Frühjahr auch glatt, wenn sie in der Haarperiode etwas geschont wird und etwas Leinkuchen erhält. — Mir war das Werfen im Sattel nicht unangenehm, viel liegt am Sitz. Im Tempotrab stößt sie wohl etwas, in der Hand war sie sehr angenehm.

Dein Papa wird, sobald er nur einen Vertreter im Amt gefunden hat, nach Algier reisen und fünf Monate dort oder später im Süden von der Schweiz zubringen. Deine Mutter ist durch die Pflege der Kinder verhindert, ihn zu begleiten; statt dessen wird Onkel Fritz mitgehen, welcher, wie Du wohl weißt, den Abschied genommen hat, gut pensioniert ist und auch den Kronen-Orden dritter Klasse bekommen hat.

Tante Marie grüßt bestens.

Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 23. Dezember 1866.

Mein lieber Wilhelm!

Wenn in Zukunft Dir jemand anbieten sollte, Deine Rechnung zu bezahlen, ein Fall, der in Praxis recht selten vorkommt, so möchte ich Dir raten, ihn nicht vierzehn Tage auf Antwort warten zu lassen . . . Es ist aufmerksamer und klüger, dann bald zuzugreifen. Wenn ich zwar nicht Tetenreiter der zweiten Reitabteilung bin, so habe ich doch sonst mancherlei Geschäfte auf dem Hals und zu unnötigen Briefen keine Zeit, aber die Viertelstunde zu einem nötigen hat man unter allen Umständen.

Aus Deinem Schreiben, datiert Freitag den 20. (soll heißen den 21.) ersehe ich, daß Du unter den besonderen Umständen dieses Jahr zu kurz gekommen bist, was sich aus den nötigen Anschaffungen erklären läßt. Außerdem

hast Du unnötig verborgt. Schon Polonius warnte seinen Sohn, kein Borger etwa zu sein, weil mit dem Darlehen oftmals er den Freund verliert. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn Du offen erklärt hättest, daß Du gar nicht in der Lage bist, anderen mit Geld auszuhefeln, denn generös kann man nur auf eigene Kosten sein. Da nun die Leutnants nicht allzusehr in Gewohnheit sind, geborgtes Geld wieder herauszugeben, aus dem triftigen Grunde, weil sie es nicht haben, so machen einige Posten ganz richtig die genannte Summe . . .

Wer einen Taler mehr braucht, als er hat, ist immer ein armer Mann, ganz gleichviel, ob er 400 oder 4000 Taler Zulage erhält.

Dein Schreiben enthält nichts darüber, wann Du glaubst, neben dem Reifezeugnis im praktischen Dienst auch wissenschaftlich soweit vorbereitet zu sein, daß Du mit einiger Nachhilfe hier in Berlin Dich zum Offizierexamen melden kannst. Du wirst das selbst zu beurteilen haben, es liegt aber sehr in Deinem Interesse, die Sache nicht zu verzögern; denn nach Ablauf des Kursus auf der Kriegsschule treten hunderte von Offizieren ein, die Deine Vordermänner in der Armee werden.

Marie grüßt bestens und schickt ihre Glückwünsche zum neuen Jahr mit mir, Deinem Onkel

Helmuth.

An den Bruder Fritz.

Rheims, den 6. September 1870.

Wer zählet die Völker, wer nennet die Namen, die gestern hier zusammen kamen! — Da steht die mächtige Kathedrale, in welcher Frankreichs Könige, Chlodwig, Ludwig der Heilige, die Ludwige und Karl X gekrönt

wurden. Nebenan im Erzbischöflichen Palast wohnt jetzt König Wilhelm, im weiten Vorhof bivakiert eine Kompanie unter Waffen, und in der Stadt ist ein ganzes Armeekorps untergebracht. Die Geschütze, die Munitionswagen, die Trains stehen wohl geordnet auf den Promenaden. Der große Gasthof gegenüber wimmelt von Offizieren, die nach so vielen Bivaks sich einmal gütlich tun wollen. Es ist, wie man uns gewarnt, ganz Rheims unterminiert und Millionen Minen in Flaschenform mit Kohlensäure geladen. Daß davon schon gestern einige hundert explodiert sind, war bei der Hitze des Tages und den durstigen Kehlen nicht anders zu erwarten. Überall begrüßten sich Bekannte, gar mancher aber wurde vermißt, der schon auf der grünen Heide ruht.

Aus unserer Treisauer Gegend traf ich den Oberst von Bock, Graf Reichenbach, Leutnant Goldammer, alle wohl auf. Abends meldete sich auch unser Gärtner und war sehr erfreut, August und Ernst zu finden. Man hat ihm das rote Kreuz angeheftet und ihn zum Krankenträger gemacht. Sein Korps, das VI, ist ohnehin noch gar nicht im Gefecht gewesen, wird aber wahrscheinlich zuerst die Türme von Notre Dame erblicken.

Auf der Herfahrt vorgestern fuhren wir an der Raft der zehnten Division vorüber und fanden Helmuth mit den Offizieren seines Regiments unter einem Apfelbaum sitzen. Er sieht ein bißchen spitz aus, versichert aber, vollkommen wohl zu sein. Geld habe er „massenhaft“, zu leben auch, eine Wurst verschmähte er und begnügte sich mit einer Flasche Wein aus meinem Wagen. Seine Rockschöße sind durchschossen, er selbst aber ganz und frohen Mutes. Er muß dieser Tage die Ernennung zum Offizier erhalten.

Wilhelm steht vor Metz und läßt Bazaine nicht heraus. Ein Versuch des letzteren ist sogar schon vor seiner Ankunft abgeschlagen worden. Ich sehe nicht, was nun dem Eingeschlossenen übrig bleibt als sehr bald ebenfalls

zu kapitulieren. 200000 Gefangene sind dann allerdings eine wirkliche Verlegenheit.

Ich glaube, ich schrieb Dir schon, daß mir der peinliche Auftrag geworden war, den französischen Unterhändlern zu erklären, daß die ganze Armee Mac Mahons kriegsgefangen sei, und die näheren Bedingungen festzustellen. Die Verhandlungen fanden von 12 bis 2 Uhr in der Nacht nach der Schlacht von Sedan statt. Am folgenden Morgen sollte General Wimpffen, der für den verwundeten Mac Mahon das Oberkommando übernommen, die definitive Beschlußnahme überbringen, statt dessen kam der Kaiser selbst, mit dem ich nicht abschließen konnte, da er tags zuvor dem Könige geschrieben hatte: *N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté*, und folglich Gefangener war. Ich traf ihn in einer elenden Bauernstube dicht hinter unseren Vorposten in Erwartung einer Entrevue mit dem König, in voller Uniform auf einem hölzernen Stuhl sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwidern, daß nichts als die Gefangennahme der ganzen Armee zu erwarten stehe, und daß, wenn er nicht bis spätestens 10 Uhr einwillige, ich das Signal zur Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe. „C'est bien dur!“ \*) seufzte er. Übrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben. Bald darauf wurde eine von uns entworfene und übersetzte Kapitulation von dem unglücklichen Wimpffen ohne weiteres unterzeichnet. Er war vor zwei Tagen erst aus Afrika angekommen und wird einen schweren Stand gehabt haben der völlig aufgelösten und furchtbar aufgeregten Soldateska in Sedan gegenüber. Aber achtzig Feuereschlünde standen dicht vor der Stadt und 150000 Mann hinter ihnen. Wimpffen hat Erlaubnis erhalten, nach Württemberg zu

\*) Das ist sehr hart!


gehen, wo er Verwandte habe (ohne Zweifel gehört unsere Kousine Käthchen dazu); wie unschuldig er auch an der ganzen Katastrophe ist, man wird ihm seine Unterschrift in Frankreich nie verzeihen.

Übrigens hat er mir schriftlich für die schonende Weise gedankt, mit welcher die schmerzliche Verhandlung geführt worden sei.

Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen fuhr eine lange Wagenreihe, eskortiert durch eine Eskadron Totenkopf-Husaren auf der Chaussee nach Bouillon (in Belgien) durch Donchery. Graf Bismarck saß auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt.

Was nun in Frankreich werden wird, darauf ist alles gespannt, jedenfalls zunächst eine Militärdiktatur. Inzwischen marschieren wir auf Paris.

Helmuth.



Berlin, den 18. Dezember 1875.

Gute Lene!\*)

... Möchte Deine Gesundheit sich wieder festigen und Du ein sorgenfreies und zufriedenes Alter erleben. Wenn man solche Jahre erreicht, wie nun nachgerade alle wir noch übrig gebliebenen Geschwister, so muß man doch schon manches kleine körperliche Leiden geduldig ertragen, wenn Gott einem nur innern Frieden schenkt.

Wir alle wünschen Dir und Bröcker und allen den Deinigen von Herzen ein recht fröhliches Fest. Übermorgen nehmen die Tage schon wieder zu, und der Herr schenkt

\*) Schwester des Feldmarschalls, verheiratet mit dem Propst von Bröcker in Uterßen.

uns dann wieder einen Frühling, was ich jedesmal als eine besondere Gnade ansehe. Ich hoffe, daß wir Dich im nächsten Jahr einmal wieder in Creisau sehen, wo ich am meisten des Lebens froh werde. Wenn der Besitz mir auch nichts einträgt, so freue ich mich doch an dem Wachstum der Bäume, die ich gepflanzt habe, und unter deren Schatten eine jüngere Generation sich meiner vielleicht erinnern wird, wenn ich friedlich oben in der Kapelle meine Ruhestätte gefunden haben werde, was ja nicht mehr lange dauern kann.

Also mit herzlichen Grüßen Dein Bruder

Helmuth.



Creisau, den 8. September 1886.

Liebe Lene!

Ich habe eine schöne Zeit, den ganzen Sommer, hier ruhig zugebracht, leider geht er nur zu schnell vorüber.

Ein ganz prächtiger Junge ist Wilhelms Helmuth, häßlich, mit ebenso großen Ohren wie ich, aber derb und tüchtig und nicht leicht anders als durch seinen Papa zu bändigen. Letzt kam er trotz Tamtam nicht zu Tisch und wurde erst nach langem Suchen am Mühlgraben gefunden, wo er mit seinem Sonntagshut Fische fing. Der zweite, Joachim Peter, ist ein bildschöner Knabe.

Helmuths Ältester, Willh, ist immer noch ein zartes Kind, aber lebhaft und aufgeweckt. Als die Peile alle Wiesen überschwemmt hatte, fragte er, wohin all das Wasser ginge und erfuhr, daß es ins Meer fließe. „Papa, weiß denn das Wasser, wo das Meer ist?“

Mit herzlichen Grüßen, Dein Bruder

Helmuth.



Creifau, den 29. Oktober 1889.

Mein lieber Helmuth!

Ganz ausnahmsweise schicke ich Dir anliegend fünf Mark, damit Du Deine Uhr reparieren lassen kannst. Ein Uhrmacher wird wohl auch in Kofleben sein, wenn nicht, so nimm sie zu Weihnachten mit nach Breslau. Im übrigen aber mußt Du Dich mit Deinem Taschengeld einrichten, und wenn Du kein Geld hast, Deine Uhr nicht totrepetieren.

Für Deinen Glückwunsch danke ich Dir. Dein Papa ist eben von hier abgereist. Alle Deine Onkel waren hier zur großen Treibjagd, auf welcher 175 Hasen, 20 Fasanen, 5 Rehe und 1 Eule geschossen sind.

Adieu, Dein Onkel

Helmuth.

Zu erwähnen sind noch aus der Zeit des großen Krieges die Briefe König Wilhelms I. an die Königin Augusta. Schlichtheit, soldatische Knappheit und Kürze spricht aus dem ersten Brief, während der zweite, der an Bismarck zu dessen 70. Geburtstage gerichtet ist, die Güte und Dankbarkeit des großen Kaisers in hellem Licht erscheinen läßt.

König Wilhelm I. an die Königin.

Vendresse, südlich Sedan, 3. Sept. 1870.

Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugegetragen hat! Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen!

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen, glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhreichereres mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen.

Nun folge ein Bild von der Schlacht und von deren Folgen in gedrängter Kürze.

Die Armee war am Abend des 31ten und am 1ten früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt rund um Sedan. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazailles an der Maas, daneben die Sachsen gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarsch, das 5. und 11. Korps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Korps aufgestellt, in diesem Orte aber Württemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mezières deckten. Kavallerie-Division Graf Stolberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Rest der Bayern.

Der Kampf begann trotz des dichten Nebels bei Bazailles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte und in welches die Erfurter Division Schöler (aus der Reserve, 4. Korps) eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte und während dessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen.

Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Verteidigung. Die Dörfer Illn und Floing wurden genommen, und zog sich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominierenden Höhe hinter jener genannten Batterie, rechts vom Dorfe Fresnois vorwärts, oberhalb Pt. Torcy. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmählich an nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres 5. Korps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervalle durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besät war, was wir alles von unserm Standpunkte genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können.

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste, und alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, in die Stadt und nächste Umgebungen sich sammeldrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardieren zu lassen; da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte, so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberstleutnant v. Bronsart vom Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein bayrischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Tore sich gemeldet habe.

Der Oberstleutnant v. Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern“, erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den blessierten Mac Mahon soeben das Kommando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen Generaladjutanten Reille mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor allem und alle machte. Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege.“ Der Brief fängt so an: *N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté*“, alles Weitere mir anheimstellend. Meine Antwort war, daß ich die Art unsrer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf zurückzubleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen; ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurras der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisierten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner

Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereignis erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2ten noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlung erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollte, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfeld um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zu der vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir sogleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulationsurkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt ich von  $\frac{1}{2}3$  bis  $\frac{1}{2}8$  Uhr die ganze Armee vor Sedan.

Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich Dir heute nicht schreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl — mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes.

Wilhelm.

Kaiser Wilhelm I an Bismarck zu dessen 70. Geburtstage.


Mein lieber Fürst!

Wenn sich in dem deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu betätigen, daß die Erinnerung an alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes getan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es Mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es Mich freut, daß solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut mich für Sie als wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung, und es erwärmt Mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund tun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt. An solcher Feier teilzunehmen, ist Mir und Meinem Hause eine besondere Freude, und wünschen Wir Ihnen durch beifolgendes Bild\*) auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung Wir dies tun; denn dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern. Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in Mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage Ich daher mit diesem nichts, was Ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und Ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl be-

\*) Die Kaiserproklamation in Versailles, gemalt von Anton v. Werner.

wußt waren, was wir Ihnen zu danken haben ! Mit diesen Gefinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen als über das Grab hinaus dauernd.

Wilhelm.



Ein treuer Spiegel des Krieges 1870/71 und zugleich der lautersten Offenbarung einer edlen Seele sind die „Feldbriefe“ von Georg Heinrich Rindfleisch, der von Beruf Justizbeamter als Landwehroffizier bei dem 7. westfälischen Infanterieregiment Nr. 56 an der Belagerung von Metz und an den Kämpfen mit der Loire-Armee sich beteiligte. Er starb als Unterstaatssekretär 1883 in Berlin. Der Herausgeber der Feldbriefe entwirft folgendes Bild von ihm: „Heinrich Rindfleisch war von mehr als mittelgroßer Statur, von regelmäßiger, schöner Körperform, durch die Übungen seiner Jugend von sicherer und feiner Tournure, der Kopf mit breiter, hervortretender Stirn energisch aufgerichtet, mit klaren, stahlblauen Augen von jugendlichem Feuer, doppelt frappierend durch den Kontrast mit dem früh ergrauten Haar, eine durchaus vornehme Erscheinung. Dem glänzenden Äußeren entsprach die immer gleiche Spannkraft des Geistes und Herzens, die richtige Schätzung der Personen und Verhältnisse, ein freimütiges Wesen ohne jede amtliche oder gelehrte Überhebung, in allen Situationen ohne Rückhalt in bestimmter, klarer, keiner Zweideutigkeit unterworfenen Sprache sich äußernd, ehrlich und mannhaft, von schnellem Entschlusse und einem unerschütterlichen Mute bei der Überwindung von Schwierigkeiten, immer von einer genialen Nüchternheit und Verstandesklarheit durchdrungen und fern von jeder idealistischen Schwärmerei; in der Konversation ungezwungen, lebendig und natürlich, ideenreich, anmutig und anregend, von einer wunderbaren Heiterkeit,

die aus der Reinheit und Lauterkeit des Herzens floß. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel.“ — Die beiden folgenden Briefe sind an seine Gemahlin gerichtet.

Charlſ, 5. Oktober.

Ich habe mit Verwunderung aus Deinem mir gestern zugegangenen Briefe vom 29. v. M. gesehen, daß Du noch immer im Zweifel über die Ankunft Deiner Liebesgaben bist. Sollte ich Dir nicht schon längst deren vollständigen Eingang angezeigt und speziell darüber geschrieben haben, daß die Viktualien unserer — leider nur damaligen — kleinen Kommune-Speisekammer einverleibt worden waren? Sei dies dann jedenfalls hiermit geschehen! und sei herzlich dafür gedankt. Leider hat manches von den Viktualien den Wechsel des Kriegsglücks erfahren müssen. Es wurde bei unserem urplötzlichen, nächtlichen Ausmarsche aus Maizières, wo zur Ermunterung der Menschen und zur Aufhebung der ganzen passageren Ansiedelung nur Minuten gegeben waren, alles in eine große Kiste geworfen und so auf den Kompagniewagen gebracht. Von ihm sind wir seitdem getrennt, und man muß sich darauf gefaßt machen, daß die Zwischenzeit nicht ohne fremde Intervention vorübergehen wird; denn Viktualien stehlen wir alle! Glücklicherweise habe ich die Erbsen und die Heidelbeeren separatim gerettet, die Preiselbeeren von Sedan waren schon zu dreiviertel aufgegessen, als das Stillleben in unserer reichen Hütte bei Maizières gestört war, und so ist doch wenigstens die Crème der Sendung bewahrt! — Von unserem

\*) Selbbriefe von Heinrich Rindfleisch 1870–71. Herausgegeben von Eduard Ormold. 6. Auflage. Mit einem Bilde des Verfassers und einer Karte. Geheftet 3 M., gebunden 4 M. Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.



letzten Aufenthalt in Rupigny habe ich Dir schon geschrieben. Er ist friedlich zu Ende verlaufen, und die Franzosen haben nur jeden Tag ein paar Bomben als memento mori herübergeschickt, doch niemand getroffen. Ich wollte nur, ich könnte Dir einmal ein recht anschauliches Bild von solch einem Aufenthalt geben! Da sieht man ganz behaglich in einem solchen kleinen Weiler, der schon halb zusammengepfiffen ist, und in seinen übrigen Gebäuden, einem kleinen Schloßchen und der Meierei, noch eine ganze Reihe Löcher zeigt, wo die Granaten durchgefegt waren. Das Schloß ist von seiner Besitzerin verlassen, der Mann aber hat ausgehalten, wehrt sich seines Besitztums, Pferd für Pferd, Schaf für Schaf, Teller für Teller, Gabel für Gabel, — denn alles wird nacheinander von irgend einem verlangt, und keiner geniert sich, weil man an dem eleganten Anstrich des Ganzen sieht, daß die Leute reich sind und ihr Bestes längst in Sicherheit gebracht haben, — aber sie klagen und raisonieren unermüdlich jedem einzelnen vor, daß ihnen alles genommen sei, und bei jedem Offizier, der französisch spricht, suchen sie einen Anwalt für ihre Interessen. Die Zimmer im Schlosse wie in der Meierei zeugen in den Kaminen, Tapeten, alten Holzschränken und schweren Wandschränken von vieler Wohlhabigkeit; von Tischen und Stühlen aber ist meist nur altes Gerümpel übrig geblieben, und dazwischen treibt sich nur der militärische Besitz der wechselnden Einwohner umher, Uniformstücke, Waffen, Flaschen, Koffer, Schlafdecken, Strohbindel, über allem aber eine wahre Wolke von Fliegen, so daß man am Tage effektiv nicht schlafen kann, wenn man sich nicht den Kopf ganz dick zudeckt. In unserer Meierei wurde der Eindruck der Verwüstung noch erhöht dadurch, daß die Fenster über die halbe Höhe verbarrikadiert und mit Schießscharten versehen waren; auf dem Schlosse ist dies nicht geschehen, weil die unteren Fenster ohnehin nur kleine Löcher sind, die im oberen Stock aber die Verteidigung nicht lohnen würden.

Um das Schloß herum war ein schöner Garten mit feinem Obst und Blumen — jetzt ist er eine pflasterhart getretene Tenne, mit Strohschütten für die Besatzung bedeckt, ein Bild der Verwüstung, aus dem die feinen Franzobstbäumchen kahl und traurig hervorragen. Die Zugänge zu dem Orte sind mit Barrikaden verrammelt, der Eile wegen oft aus den Obstbäumen gebildet, die man des freien Schußfeldes wegen hinweggehauen hat, doch sind auch Hausgerät, Gittertore aller Art und Wagenzeug darunter, und der Maire erzählte mir mit großer Genugtuung, daß seine Ackerwagen alle in den Barrikaden steckten; denn nun könnten sie ihm doch nicht mehr zu Führen abgenommen werden. So sieht also alles in einem solchen Neste wüst und kriegerisch aus, vornehmlich, wenn, wie hier, überall die Bauernhäuser schwarze und finstere Steinhäufen sind, die ohnehin ein festungsartiges Ansehen bieten. Bummelt man aber an einem solchen schönen Sommertage, wie wir hier sie ja Gott sei Dank jetzt noch immer haben, so sieht das Ganze so lachend aus als ob nichts vor wäre. Der Gürtel prachtvoller Obstbäume, mit dem hier alle Orte umgeben sind, sieht so fröhlich und sonnig aus, darunter laufen die Soldaten hin und her und werfen Nüsse und Birnen herunter; hier und da weidet auch noch ein Stückchen Vieh, das die Besitzer durchgelogen haben, und sogar einiges Hahnenkrähen fehlt nicht, weil sich das Geflügel vielfach unter dem Schutze der Kriegsgesetze erhalten hat, und die Leute der hohen Eierpreise wegen jetzt die Hühner nicht gern hergeben. Und dann auf einmal von irgend einer unsichtbaren Feldwache her ein Schuß, noch einer, ein paar in schnellerem Tempo, eine kleine Salve, noch eine, bald auch ein lautdröhnender Kanonenschuß von dem Fort herunter — und auf einmal ist das Bild verwandelt, und auf eine Weile kann man sich einbilden, daß es nun ernstlich losgehen solle — bis vom Observatorium die Nachricht kommt, daß es nur die üblichen Visiten der Ablösung gewesen, daß aus dem Fort keine Kolonnen debouchiert seien

uſw. Dann rücken die Kompagnien wieder ein, d. h. ſie ſchmeißen ſich mit allem außer dem Gewehr in die Scheune oder gehen ans Kochen, bis von neuem alarmiert wird. — Auch von unſerm Kleinleben wollteſt Du wiſſen! Es iſt nichts Abſonderliches davon zu berichten, aber freilich kannſt Du Dich auch nicht in den gewöhnlichen Gang hineindenken. So ein Tag verläuft z. B. wie folgt: Um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr muß alles „hoch“ und um 4 Uhr Kaffee gekocht ſein. Das Hochkommen iſt nicht ſchwer; denn man liegt mit Hoſe, Stiefel, Rock und Mantel auf dem Strohh, und wer nicht mehr in der erſten Natürlichkeit der Jugend iſt, ſchläft auch nicht ſo feſt, wenn draußen alle naſenlang geſchoſſen wird, und wenn man an die Schwerefülligkeit unſerer Weſtſalen denkt, die es recht erwünſcht macht, daß im Augenblicke, wo es gilt, der Offizier auf dem Platze iſt, um alles auf den rechten Weg zu ſchuppen. Gegen 4 Uhr kommt Löwenſtein (ein Menſch, den ich Deiner ganz beſonderen Zuneigung empfehle, er wird unten noch eine ſeparate Apoſtrophe erhalten) mit dem Kaffee, d. h. mit einem Soldatenkochkeſſel voll brauner Brühe, deren Saß unten feſtgekocht iſt. Kaffeemühlen ſind ſelten zu haben — und werden einem immer wieder zerbrochen oder geſtohlen; deſhalb wird — von den Leuten allgemein — von den Offizierburſchen meiſtens das Quetschverfahren beobachtet, über deſſen Ausführung im einzelnen man nicht zuviel nachdenken darf, um den Appetit nicht zu verlieren. Aus dem Kochgeſchirr ſchöpft man ſich — wenn gerade mal wieder ein paar Taſſenköpfe oder Gläſer da ſind, eine beliebige Anzahl Taſſen voll und trinkt ſie ohne Milch und Brot hinunter. Dann tackelt man hinaus, die Leute zu revidieren, flanirt auch einmal nach den Vorpoſten und drückt ſich ſo herum bis die Sonne herauf iſt. Mit ihr kommt — gewöhnlich! — der Moment des Waſchens. Waſchbecken iſt aber nicht, ſondern Löwenſtein erſcheint wieder mit dem Kochgeſchirr, und man reibt ſich mit dem Handtuche das Geſicht, nur die

Hände haben den Luxus, daß sie wirklich im Wasser abgewaschen werden — doch auch nur einmal des Tages, denn das Wasser ist so knapp, daß die Brunnen, die noch gangbar sind, ihre Posten haben, und nur zu bestimmter Stunde Wasser geholt werden darf. Nach der Toilette ist zuweilen Dienst, sonst geht jeder seinem eigenen Willen nach, ich in der Regel der Kölnischen Zeitung, die um diese Zeit auf einige Stunden hier zu sein pflegt. Das Mittagessen wird gewöhnlich früh fertig. Die Burschen haben selbst Hunger, und an Routine fehlt es auch nicht. In Maizières wurde auf einem gestohlenen Ofen mit „geliehenen“ Töpfen gekocht, in Rupigny an dem Herde des Wirts mit einem „gefundenen“ Kessel. Der erste Gang besteht ausnahmslos in diesem Kessel, der bis oben hin mit fettäugiger Bouillon (Reisuppe) gefüllt ist — und einige mächtige Stücke Rindfleisch birgt. Er ist eigentlich auch der letzte. Doch macht die Not, d. h. der zunehmende Widerwille gegen den täglichen Genuß desselben Essens erfinderisch, und so kommt dann meistens noch irgend ein Hazardstück, Beefsteaks mit Faschinenmessern gehackt, d. h. zerlegt, oder auch etwas von Ei, d. h. ein Eierkuchen, wenn eine Bauernfrau zu haben ist, oder etwas Spiegeleier, wenn die Burschen allein kochen müssen. In Rupigny gab es auch zweimal geschmorte Birnen. Das dürftigste bei dem Diner ist der äußere Apparat. Wenige sind so glücklich wie ich, ihr Besteck noch zu besitzen. Bei dem ewigen Alarmieren und Einpacken verkrümelt sich aller Besitz, wenn man nicht selbst Talent zum Zusammenhalten oder einen ganz vorzüglichen Burschen hat. Auch Teller sind zuweilen da. Da geht es denn aus dem Kochgeschirrdeckel und mit allerlei zusammengeborgtem Messer-, Löffel- und Gabelzeug, und oft muß einer auf den andern wegen der Gabel warten. Es hat alles seinen Humor! Aber auch seine ennujante und deprimierende Seite, da von Sauberkeit natürlich keine Rede sein kann. Du solltest nur einmal das Salzfläschchen sehen, das wir in Maizières hatten, und

das war noch immer eine relative Wohlhabenheit, in Ru-pigny und im Biwak geht es aus der „Tüte“, und die sieht gefährlich aus. Der Kaffee wird wie am Morgen serviert und genossen, zum Abend gibt es entweder nur kalt (Brot und Schinken, Wurst ist eine große Seltenheit) oder zuweilen Tee oder Schokolade — um 9 Uhr aber wälzt sich alles wieder auf dem Stroh. Nur eins habe ich noch vergessen — das Trinken. Das geht von früh an. Ist ein Marketer mit Bier angekommen, so wird der flüchtige Genuß gierig erhascht, sonst sucht man sich auf allerlei Weise etwas Wein zu verschaffen, und Gott weiß, wo das Zeug doch noch immer herkommt. — Abends, wenn die erschwindelte Kerze in der leeren Flasche steckt, fällt ihr Licht doch immer auf ein Chaos verschiedener leerer Flaschen, unter denen freilich auch die gewöhnlichste Liebesgabe, „der Bittere“, nicht fehlt! Den gewöhnt man sich aber nicht an, davor brauchen die Frauen zu Hause keine Sorge zu haben! — Alles in allem ist das Leben wechselbar und etwas abspannend, man braucht etwas nachhaltigen Aufschwung, um es nicht längst satt zu sein, wie es die Leute sind — doch darf man sich ja wohl nicht schämen, wenn man sich herzlich nach einem guten Ende und nach der Heimkehr sehnt; ich glaube es sind nicht 10 Mann im ganzen Heere, die nicht dieselbe Empfindung haben. Denn vor Paris und auf dem Marsche mag es darin besser gehen, aber das Herumschleppen von Ort zu Ort vor einem solchen verfluchten Neste, dem doch nichts Ordentliches zu Leide getan werden kann und soll, immer mit Alarmierung gestört oder bedroht und von Millionen sich kreuzender Gerüchte umschwirrt, ist auf die Dauer ermüdend, und so nehme ich es denen, die nicht von dem vollen Gefühle der Notwendigkeit durchdrungen sind, nicht übel, wenn sie anfangen, mißtrauisch zu werden. Und dennoch muß festgehalten werden bis ins kleinste! Als wir nämlich mit der Landwehrrdivision Kummer unsere Stellung tauschten, und die biedere Landwehr sich einbildete, daß hier

ein bloßer Ruheposten sei, sind sie gleich am Tage ihres Einmarsches in der ärgerlichsten Weise überrumpelt und mit empfindlichen Verlusten aus unserer 6 Wochen lang behaupteten Position gejagt worden. 90000 Mann in einer solchen Mausefalle sind eben ein sehr gefährliches Spielzeug, und wer, wie wir, die Kerle, nämlich von Rupigny aus, in nächster Nähe tagelang in ihrem Tun und — Treiben beobachtet hat, kann sich wahrhaftig nicht einbilden, daß sie demoralisiert oder in Auflösung wären! Auch macht man sich höheren Orts noch auf manche Woche gefaßt, und ich werde nächstens mit meinen Winterbestellungen ankommen müssen! — Eine große Erquickung sind mir Deine Briefe mit dem getreuen Detailbericht über die Kinder und alles zu Hause. Der Mize schicke ich anliegend einige Billette zu Vergnügungsfahrten — sonst habe ich leider nichts, das ich ihr als Belohnung für die gute Zensur und den ordentlichen Brief schenken könnte. — Heute habe ich Arnim und Delhees gesehen, beide grüßen Dich und Consbruchs bestens. Delhees hat mir außerdem mit einigen Kleinigkeiten ausgeholfen und sich höchst liebenswürdig benommen. Nun leb wohl, meine liebe Alte, grüße alle, vornehmlich Consbruchs herzlich von mir und laß Dir die Zeit und Weile nicht zu lang werden! „Durch!“

NB. Straßburg ist bei uns ziemlich still vorübergegangen. Es wird bei uns so fürchtbar gelogen (leider auch unter unserer persönlichen Mitwirkung), daß anfangs niemand der Nachricht traute. Dann wuchs die Glaubhaftigkeit von Tag zu Tag allmählich, und schließlich war die Sache schon abgenutzt, als die Gewißheit kam. Das gilt aber nicht von meiner Freude über die herrliche Sühne alter Schande! Ich bin natürlich sehr gehoben darüber.

Sturz bei Orleans, 6. Dezember.

Wenn diese Zeilen zu Dir kommen, wirst Du längst durch die Zeitungen erfahren haben, daß die Loire-Armee in den Kämpfen vom 2. bis 4. Dezember gänzlich geworfen und Orleans seit der Nacht vom 4./5. Dezember wieder in unseren Händen ist. Obgleich immer nur einige Stunden von dem Schauplatze der Entscheidung entfernt, haben wir doch nur den Kanonendonner gehört, dann einzelne kurze Gerüchte gehört, und müssen von den endlosen Zügen von Gefangenen, denen wir begegnen, abnehmen, daß die Armee wahrscheinlich in einem Zustande ist, der ihr ferneres Auftreten im Felde ziemlich zweifelhaft machen möchte — obgleich das Gesindel mit dem Mute der Verzweiflung kämpft, (so lange, bis die Panik über den Einzelnen kommt). Ich habe Dir aus den eigenen Erlebnissen seit dem 28. v. M. nur bruchstückweise geschrieben. Die näheren Beschreibungen mögen auch überhaupt mündlicher Mitteilung vorbehalten bleiben. Im allgemeinen aber waren es trübe Tage vom 28. November bis 1. Dezember. Wir waren ohne rechte Übersicht von dem, was der Feind vor uns zu bedeuten hatte, am 24. November auf ihn losgegangen, er hatte keine besondere Widerstandslust gezeigt, und man war ziemlich unbesorgt. Am 28. November morgens aber wurden wir — im militärischen Sinne — überrumpelt, d. h. unsere Vorposten wurden ganz unerwartet heftig angefallen, und als wir in unserem Dorfe — Juranville — auf die ersten Schüsse aus dem Walde her auf die Straße sprangen, fischten die Kugeln schon ganz handfest auf die Gasse, und einer meiner Leute wurde schon durch den Fuß geschossen, ehe wir noch unsere Kompagnie rangiert hatten. Die 4. Kompagnie, über deren Verlust Du Dich einst so geärgert, war auf Repli und hielt den ersten Anlauf mutig aus — aber der Kompagnieführer war durch die Brust geschossen und von den beiden anderen Offizieren der eine sehr schwer, der andere leichter verwundet. Das ganze Bataillon, und was von

Infanterie noch sonst zur Hand war, zog sich nun schnell aus dem rings vom Walde umgebenen und von dem feindlichen Feuer erreichten Dorfe zurück und sammelte sich zur Aufnahme der Vorpostenkompagnien ein Viertelstündchen rückwärts hinter einer flachen Höhe, die, wie hier vielfach, mit Nußbäumen durch das ganze Feld hin besetzt und von Weinbeeten durchzogen war. Als das Feuer unserer Linie näher kam, gingen wir vor, und ich mit meinem Zuge an der Spitze über die Höhe hinweg in die Weinberge. Dort lagen wir dann wohl eine Stunde lang im stehenden Feuergefechte mit den herandrängenden Massen, bis sich eine Lockerung drüben zeigte, dann ging es mit Hurra auf ihn los, und unsere rechten Flügelkompagnien nahmen eine Zeitlang wieder Besitz von dem Dorfe und machten einige hundert Gefangene. Aber zu einem nachhaltigen Erfolge waren wir zu schwach und mußten uns schließlich nach zwei- oder zweieinhalbstündiger Arbeit auf unsere ursprüngliche Stellung zurückziehen, wo die Artillerie dem Nachfolgen des Gegners leicht ein Ziel setzte. - So würde das einfache militärische Resultat lauten, menschlich aber umfassen solche Stunden doch eine ganz eigentümlich reiche Stufenleiter von Empfindungen, und wer daheim viel zu verlieren hat, muß sich seines Zweckes und seiner Pflicht recht ernst bewußt sein, unbeirrt nur das Rechte zu tun. Vorstellen kann sich eine solche Feuerprobe niemand, der nicht darinnen gewesen ist; die Kugeln pfeifen, heulen, zischen und quatschen so um einen herum, daß man sich selber gar nicht denken kann, man könne mit heiler Haut aus der Schule herauskommen, und wenn dann die Verwundeten aufschreien und die Toten zusammenschlagen, so pocht das Männerherz gewiß an die Rippen; zuletzt aber wird einem der ganze Schwindel geradezu egal, und man läßt pfeifen und fischen, was pfeifen und fischen will. Ich schrieb Dir schon neulich, daß mir damals auch mein guter Löwenstein erschossen worden ist. Er bekam erst einen Schuß durch den Mund,



schien aber noch Bewußtsein zu haben, denn er streckte die Hand wie flehend nach mir aus. Ich gab ihm die Hand und legte ihn eben still auf die Erde, weil ich sah, daß er zu Tode getroffen war — da traf ihn ein zweiter Schuß gerade zwischen die Augen, und nun rutschte er lautlos in sich zusammen. Meine liebe Tilla, das sind ernste und schwere Bilder! Der arme Kerl hätte seine Pflicht so gern mit den Dienstleistungen aller Art getan, nur das eigentliche Fechten war gewiß seine schwächste Seite; dennoch legte er sich so still und resigniert neben mich nieder und schoß, wie ich ihn anwies, ruhig und pflichttreu, bis ihn der Tod ereilte. Als wir am andern Tage auf der Chaussee an der Kampfstätte vorüberzogen, und die Nußbaumkronen aus dem Abendnebel so wehmütig herübersahen, hätte es mir fast das Herz abdrücken mögen, so weh tat mir der arme Mensch, der dort die fremde Erde mit seinem Blute färbte: — Vorbei! vorbei! — das ist das Motto des Krieges, wenn die Dinge erst in Fluß gekommen sind! — In der Nacht nach dem Gefechte biwakierten wir mit wenig Stroh bei einem mageren Feuer und fast ohne alles Eßbare; doch ging die Nacht schnell vorüber, da ab und zu kleine Unterbrechungen aus der Vorpostenkette herüberkamen, und die Kugeln einmal bis mitten in unser Bivak schlugen. Gegen Morgen aber zogen die Franzosen wieder rückwärts, nur einzelne Zurückgebliebene ließen sich in dem Dorfe fangen, und ein Turko mußte abgeschlachtet werden, weil er sich in einem Hause verkrochen hatte und hinter Matrazen hervor aus einer dunklen Ecke — aus Angst oder aus Mut? — immerfort schoß. Abends übernachteten wir in dem Unglücksdorfe. Es sah schön darin aus. Die Franzosen und unsere Granaten hatten darin gewirtschaftet, und es gab wunderliche Szenen der Zerstörung und des Elends. In dem Häuschen, wo hinein ich mich legte, mußten wir uns erst mit Gewalt die Tür öffnen; drinnen aber saß, ohne Nahrung und ohne Luft, ein halbstumpfsinniges altes Weib

unter den Trümmern ihrer Habe und zog leise fluchend in die Nacht ab, als wir sie auffcheuchten. Im Nebenhause wollten sie unsere Soldaten nicht einlassen, weil „un blessé“ darinnen lag, den sie als sauve-garde gegen Einquartierung eingenommen hatten. Der blessé, ein armer Teufel von Mobilgardisten, lag denn auch mit einem zerschmetterten Oberschenkel in der dämmrig erleuchteten Stube an der Erde; daneben auf dem breiten Bette aber lag ein alter Bauer, der Schwiegervater des Hausbesizers, der am Morgen durch eine verirrte französische Kugel dicht vor seiner Haustüre zusammengeschoßen und gleich tot geblieben war, und seine alte Frau tanzte um ihn herum und verwünschte die scélérats Français, die ihn getötet hätten. Natürlich wurden unsere Leute mitten zwischen den Toten und Schwerverwundeten hineingelegt und begannen ihr Kochhandwerk, von dem sie nichts abhalten kann, ohne nach dem Trödel um sich herum zu fragen. — Der nächste Morgen schien uns sehr glücklich. Wir marschierten nach vorwärts, und da sich scheinbar größere Massen auf der Chaussee zusammenfanden, so vermuteten wir eine Schlacht in Aussicht. Leider kam es nicht so. Es wurde eine größere Rekognoszierung beabsichtigt und zu dem Ende ein Dorf angegriffen, das der Schlüssel zu der höchst unübersichtlichen französischen Stellung zu sein schien. Zwei Kompagnien 79er drangen unter dem Schutze des Granatfeuers bis an und stellenweise bis in das Dorf; zwei schwache Kompagnien von uns, meine (4.) und die des Leutnants v. Plettenberg, sollten den Angriff unterstützen. Wir kamen aber, weil sehr spät abgeschickt, erst in dem Augenblicke in die Höhe geklettert, als der Kommandeur jener beiden Kompagnien das Dorf vor der darin angetroffenen Übermacht wieder verlassen mußte, und vor dem Anblick seiner zurücklaufenden Leute und dem furchtbaren Feuer, das ihnen nach- und uns entgegenkam, machte unser Kommandeur und die Leute mit ihm fast mechanisch Kehrt. Ich wollte nicht soweit zurück und


lief zu meinem Schützenzuge vor, der den Anprall aufhalten sollte. Aber die Übermacht war zu groß, und die Kerle wichen im Handumdrehen in einen Wald aus, wo ich sie bald in gleicher Höhe mit der zurückgehenden Kolonne rückwärtslaufen sah. Mit den wenigen mutigen Burschen, die bei mir blieben, hielten wir noch eine kurze Zeit stand, bis sich an der Dorfecke Kavallerie zeigte. Dann gab ich selbst das Zeichen zu laufen; denn wenn uns die Kavallerie nur fünf Minuten verfolgte, waren wir verloren. So bin ich lange nicht gesprungen wie damals, zuletzt konnte keiner mehr, und wir mußten ganz langsam gehen, obgleich sie auf uns paar Leute jetzt ein Feuer machten, daß die Kugeln nur so rechts und links von uns spritzten — man muß zuletzt an eine göttliche Fürsorge glauben; denn das bloße Ungefähr könnte nicht so rechts und links spielen, ohne den schmalen Weg zu treffen, auf dem man geht. Am unteren Waldrande schloß ich mich mit meinem kleinen Häufchen einer Kompagnie an, die dort zur Verteidigung eines Gehöfts stand. Dort gab es einen zweiten Kugelregen, und die Siegelsteine klapperten nur so von den aufschlagenden Kugeln. Endlich, als wir auch dort von mehreren Seiten umgangen wurden, zog sich die Abteilung, die zu dem 79. Regimente gehörte, nach einer anderen Seite ab, und ich ging, fast noch allein, zu meiner früheren (2.) Kompagnie, die in den ersten Gehöften des Dorfes Juranville lag, und leitete dort, weil kein älterer Offizier da war, die Verteidigung, bis uns das umfassende Flankenfeuer und die Sorge um die Rückkehr zu unseren Reserven, zu denen wir nur noch hier und da einzelne Trüppchen aus den Wäldern hinlaufen sahen, zwang, auch den letzten Posten zu räumen und auf die Hauptstellung zurückzugehen, wohin uns aber die Franzosen gar nicht folgten. Als ich fast eine Stunde nachher unser Bataillon wiederfand, wurde ich mit großer Freude empfangen; ich war einmal im Weinberge hingeschlagen, und meine Leute hatten in Folge dessen erzählt, daß

ich gefallen wäre. Gott sei Dank, daß es nicht so war. Es ist eine zu elende Bagage, diese Loire-Armee. Wo man ihnen auch nur mit der halben Stärke zu Leibe geht, reißen sie aus; aber in walddreichen Gegenden, wo sie unsere schnell gezählten schwachen Abteilungen mit vielfach überlegenen Plänklerketten umspinnen können, schießen sie einen schon auf 2000 Schritt über den Haufen, und so sind diese Gefechte immer sehr verlustreich für uns, ohne ein rechtes Resultat zu haben. Das eine Resultat haben sie freilich gehabt, daß die Franzosen den Versuch, den Aufmarsch unserer Armee zu stören, nicht durchgesetzt haben. Vom 1. Dezember ab begannen wir unsere Konzentrationsbewegungen nach Artenay zu, und heute sind wir schon seit mehr als einem Tage Herren von Orleans, und die Loire-Armee, die den Ersatz von Paris bewirken sollte, läuft jenseits der Loire, bis sie in eins der verschanzten Lager kommt, die man bei Bourges oder Tours vermutet. —


Heute sitze ich in einer rauchenden Bauernstube in Fleurn, ein Stündchen von Orleans, das wir erst morgen passieren werden; 15 Stück Hammel, die wir unterwegs aus einer ferme geholt, sind verteilt, mein Anteil ist schon gekocht, sogar für den alten Stinkbauern ist noch ein Rest übrig geblieben, und ich bedrohe ihn soeben damit, daß er (aus seiner eigenen Stube) hinausgeworfen werden würde, wenn er noch einmal so laut aufstoßen würde, wogegen er versichert, es wäre leider so seine position, daß er ersticken müßte, wenn er schnell gegessen hätte und sich nicht auf diese angefochtene Weise Luft machen könnte. Für diesmal wird ihm denn nur eine kleine Kontribution von einigen Flaschen Wein mehr auferlegt, und er geht sehr vergnügt und demütig ab, um sich loszukaufen. Herr Gott, was wird aus einem, wenn man so wochenlang in Feindesland und aus fremden Taschen lebt! Wer an Lebensmitteln nichts mehr zu haben behauptet, wird so lange bedroht, bis er doch noch schafft, und das Unglück ist, daß man durch

Drohungen fast immer bekommt, was man verlangt — so lernt man sich schließlich gegen das ganze Pack verbittern und straft im einzelnen ohne Mitleid, was doch nur die Gesamtheit verbrochen hat. Und wir sind noch skrupulos. Unsere Leute „suchen“ ausgezeichnet, und wehe dem Bauern, der es darauf ankommen läßt, daß wir unsere Leute auf die Suche nach dem verheimlichten Brote usw. schicken. Aber andere sind noch ganz anders! Ein bayrischer Offizier, den ich gestern in Arteney hungrig und erfroren von der Straße in mein Quartier nahm und mit Nachtquartier erquickte (ein Bekannter von Karl, den wir 1871 im bayrischen Hochlande besuchen!) hat mir Geschichten aus seinen Erlebnissen erzählt, und ich kann Dich versichern, daß es auch im Interesse der Zivilisation unseres Volkes ist, daß ein solcher Rassenkampf bald beendet wird. Man rächt sich für greuelhafte Angriffe durch Greuelthaten, die an den Dreißigjährigen Krieg erinnern, und es gibt Orte, die nicht weniger erlitten haben, als was einem in den Schauer- geschichten aus jener Zeit eine Gänsehaut macht. Daß man ganze Straßen ohne einen Einwohner sieht, ist übrigens auch ohne solche Exzesse nichts Seltenes. Wo namentlich, wie zwischen Orleans und Paris, Ebbe und Flut mehrmals hin- und hergeschwankt hat, gibt es ganze Städte, die eigentlich nur von Soldaten bewohnt werden, und der Unflath aller Parteien häuft sich in den öden Häusern — ein Glück, wenn nicht der abziehende Gast noch ein verwahrlostes Feuer übrig läßt, das kurz nach seinem Abzuge das Ganze in Flammen setzt! Erst vorgestern habe ich mit meiner Kompagnie ein solches unglückliches Haus mit genauer Not dem Feuertode entrissen, aber es geben sich nicht alle so viel Mühe mit „der Schweinenation“, wie sie jetzt allgemein nur heißt! — Nun, meine liebe gute Alte, hast Du einen recht ausführlichen Brief. Hebe nur diese Wünsche auf, ich knüpfe dann wohl später manche mündliche Mitteilung an den Faden. Wie sehne ich mich danach, diese Hoffnung end-

lich zu einer Wahrheit werden zu sehen. Seit ich dem Tode mehrfach so nahe gestanden, habe ich auch eine ganz besondere Sehnsucht nach dem Leben, d. h. nach Dir und meinen Kindern! Küsse sie tausendmal! und grüße alle Bekannten und Freunde!



Die bis jetzt aufgeführten Briefe rührten zum größten Teile von Dichtern, Komponisten, Staatsmännern oder Fürsten her; den Schluß der Sammlung mögen der Techniker und der Arzt bilden. Da ist zunächst der Ingenieur Max Enth. Im Dienste einer großen, englischen Maschinenfabrik hat er als Pionier der Dampfkultur die halbe Welt bereist. Unermüdllich in seinem Berufe tätig, betrachtet er doch mit offenen Augen Natur, Volk und Sitte des fremden Landes und schreibt den Seinen fleißig köstliche Briefe. Im Jahre 1863 befand sich Enth im Dienste Halim Paschas in Ägypten. Seine Aufgabe war, die durch nachlässige und ungeschickte Behandlung unbrauchbar gewordenen Ackerbaumaschinen wieder herzustellen. Von den Mühen und Beschwerden seines Berufes geben die beiden hier folgenden Briefe ein ergötzliches Bild.



Thalia, den 10. August 1863.

Prrr! ein ander Bild! Wenn Euch mein Leben aus hundert unzusammenhängenden Stückchen zu bestehen scheint, so wäre dies ein Beweis, daß ich richtig schildere. Könnte

\*) Im Strome unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs von Max Enth. Dritte neu bearbeitete Auflage des Wanderbuchs eines Ingenieurs. Heidelberg 1904. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

ich alle aneinanderreihen, so würde es nur noch zerfechter erscheinen. Begnügen wir uns mit dem letzten!

Von Thalia, einem mir bis vor kurzem noch unbekanntem großen Gute des Prinzen, war die Nachricht angelangt, daß die Bestandteile unserer neuesten Dampfpfluglokomotive nicht nur angekommen, sondern auch ausgeladen seien, und zwar so, daß der steigende Nil sie zu überschwemmen drohe. So war meine plötzliche Abreise, ein plötzliches Zusammenstellen der Maschine und eine plötzliche Flucht mit ihr aus dem Bereich der Wassersnot dringend notwendig geworden, und der Nil hatte für Euch eine Skizze meiner Wohnung in Schubra und die glühende Beschreibung der „Fantasia“ zu Ehren des Nildurchstichs in Alt-Kairo mit einem Schläge hinweggeschwemmt.

„Très bien, Mr. Eyth, demain matin, s'il vous plait!“ endet der Prinz mit gewohnter Höflichkeit die Besprechung dieser Verhältnisse und sieht mich in unwürdiger Hast, denn es ist schon sehr spät für alles, was heute noch geschehen muß, seinem Marmorkiosk entfliehen. Sechs arabische Schlosser und Maschinenwärter sind durch meine Kawaffen rasch zusammengetrommelt, wehren sich aber einstimmig gegen ihre Abreise. Der gewöhnliche Vorwand ist, daß sie kein Brot hätten. Nachdem es gelungen, sie zu überzeugen, daß das Brot auch bei Nacht gebacken werden könne, versprechen sie endlich, morgen bei Tagesgrauen auf dem Boot zu sein, — „in schallah!“ („wenn es Gottes Wille ist!“) — ein unter Umständen ebenso frommer wie bedenklicher Beisatz. Ich selbst reite nach Kairo, kaufe Tee, Zucker, Spiritus, packe Betten, Kochapparat, Leuchter und Lichter zusammen und vergesse natürlich die Zündhölzchen. Ein gutes Haus, hat mir Halim Pascha gesagt, werde ich in Thalia finden.

Am Morgen lag der niedliche Dampfer für mich bereit, und gegen elf Uhr fuhren wir endlich ab; neben mir meine Schlosser, meine Dolmetscher und mein Kawaf. Es war eine

wunderliebliche Fahrt auf dem mächtigen, braungelben Strom, der da und dort den Kamm seiner Dämme berührte und einen freien Blick auf die herrliche Landschaft gestattete, nach Süden mit ihren Felsbergen und Pyramiden, nach Osten mit den Dörfern zwischen grünen, noch nicht überschwemmten Feldern und den zierlichen Palmenhainen am Horizont, nach Norden die scheinbar meerartig sich ausdehnende Wasserfläche, stets belebt von den blendenden Segeln der Nilboote, und im Westen endlich die gelbe, lautlos glühende Wüste, die sich mehr und mehr dem Flusse zu drängt, bis man sie endlich nach dreistündigem Fahren bei Thalia förmlich von den Wellen des Nils bespült sieht.

In der reißenden Strömung flog das Boot den Fluß hinunter. Thalia liegt auf dem rechten Ufer des Nilarmes von Rosette etwa fünfzehn Stunden unterhalb Kairo. Auf der andern Seite des Stroms dem Gute gegenüber befindet sich in der ansteigenden Wüste ein kleines Jagdschloß Halims, von wo aus er Gazellen zu jagen pflegt. Das Gut selbst steht unter einem Ben, der mich am Ufer empfing und alsbald zum Nachessen einlud. Mit Ausnahme des Prinzen ist er der anständigste Türke, dem ich bis jetzt begegnet bin, und da ich in arabischen Tischgebräuchen bereits eine gewisse Gewandtheit besitze, so kamen wir vortrefflich miteinander aus.

Diese Art zu essen hat etwas ungemein Gemüthliches.

Man setzt sich im Kreis um ein riesiges Kaffeebrett, auf dem für jeden Gast ein rundes arabisches Brot liegt, das als zeitweiliger Teller dient. Ein Schwarzer oder Brauner bringt ein Wasserbecken, in dem man sich unter vielen Höflichkeitsbezeugungen die Hände wäscht. Sodann bringt ein anderer eine Platte mit einem mächtigen Kapaunen, der in Glädchen eingehüllt ist, oder eine ähnliche kräftige und stets sehr gut gekochte Fleischspeise. Man reißt dem Geschöpf nun nach Kräften Stücke aus dem Leib, wie's nun gerade kommt, und führt sie ohne weitere unnötige Ver-



mittlung zum Munde. Hier und da legt mir auch mein Gastwirt mit einladendem Lächeln die Beute eines besonders kühnen Griffes auf mein Brot, was ich dankend anerkenne. Und so verschwindet allmählich der Kapaun und macht einer Reihe kleinerer Gänge Platz, bis eine Schüssel Reis den Schluß andeutet, und man sich abermals die Hände wäscht, um Kaffee zu trinken.

Da mein „Haus“ noch nicht ausgekehrt war, schlief ich in der ersten Nacht an Bord, vollständig im Freien auf offenem Nil. Abends ist dies nach den glühenden Tagen der gegenwärtigen Jahreszeit angenehm; morgens aber läßt die Sache zu wünschen übrig. Es wird empfindlich kühl, und der Taufall ist bedeutend. Was jedoch Millionen meiner braunen Mitmenschen ertragen, ertrage ich wohl auch.

Dann folgte ein Tag voller Arbeit, während dessen ich kaum Zeit fand, zuweilen einen Blick auf die reizende Umgebung zu werfen. Vom Nil bespült, unter dichten Snykomoren, lag neben einer schlichten Dorfmoschee unsere Maschine, die sich allmählich auf ihre Räder erhob, was nicht ohne viele Anrufungen des Propheten abging. Einer der Hauptschreier sang bei jeder heftigeren Anstrengung den etwas anzüglichen Vers: „Mögen deine Gläubigen ihr Tun bereuen!“ Doch finde ich im allgemeinen die Araber willig und gutartig genug.

Als gegen Abend die Sonne hinter den Bergen der nahen Wüste unter sank, freute ich mich herzlich auf eine vernünftige Ruhe in meinem „Haus“, das ich aber noch nicht gesehen hatte. Müde und erwartungsvoll folgte ich etlichen sechs dienstbaren Geistern, die meine sieben Sachen davontrugen.

Wir erreichten das „Haus“. Von außen, obgleich nur aus Backsteinen von an der Sonne getrockneter Erde erbaut, sah es in der Dämmerung nicht so übel aus. Die eine Hälfte, zur Schreibstube eingerichtet, war verschlossen; die andere, die mir dienen sollte, war ein ziemlich großes,

viereckiges Gemach mit nackten Wänden und nacktem Boden aus Nilschlamm. Allerdings war dieser Raum ausgekehrt, aber auch völlig leer. Mit durch die Müdigkeit gesteigerter Entrüstung wandte ich mich an den Nasier, der das ganze mit Wohlgefallen betrachtete, und verlangte heftig irgend etwas, um darauf zu sitzen, zu stehen oder zu liegen. Besänftigend berührte der gute Mann meinen Arm, und vier der braunen Kerls verschwanden. Mein Dragoman begann auszupacken und machte Licht, um die trostlose Einsamkeit zu beleuchten. Mittlerweile kamen die Araber zurück und schleppten zu meinem Erstaunen den Flügel des Haustors, einen halben Spitzbogen bildend, zur Türe herein, worauf sie sich abermals entfernten und vier Wurzelstumpen verstorbenen Palmbäume stöhnend hereinbrachten. Auf die Stumpen wurde das Tor gelegt, über dieses eine Schilfmatte gebreitet, und abermals sah mich mein arabischer Freund mit strahlenden Augen an und suchte in den meinen nach dem Ausdruck der Befriedigung.

Nun schob ich mit einiger Mühe die dunkle Schar meiner Beobachter und Mitarbeiter zur Türe hinaus und begann Tee zu machen. Mein Dragoman, der etwas kochen kann, schlug draußen am Nilufer Eier ein, und meine Stimmung hob sich. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Haustüre wirklich zur Hälfte verschwunden war, und daß von der Befestigung eines Moskitovorhangs keine Rede sein konnte, richtete ich mich auf meinem Bett so bequem als möglich ein und begann mit schauerndem Behagen eine jener meisterhaften Schilderungen von fröstelnden Novemberabenden in London zu lesen, wie sie nur mein derzeitiger Freund und Liebling Dickens zu geben vermag.

Es war eine gespenstige Nacht. Nichts unterbrach die Stille als das Murmeln des Nils, das leise Rauschen der Sphomoren in der noch schwülen Nachtluft und das laute Quaken von tausend Fröschen in den Pfützen hinter dem Haus. Dann kam eine schwarze Spinne schwebend von

der Decke und gaukelte um mein Licht. Dann stürzten vier dickleibige Nachtschmetterlinge mit Geschwirr auf mein Buch, liebend oder mordend. Dann kamen große, schwarze Käfer und kleine braune. Dann wollte eine dünne schwarze Käse zum Fenster herein; und als ich nach der offenen Stubentür sah, stand dort eine lautlose, weiße Gestalt, mit dunkeln, glühenden Augen mich betrachtend — ein Schakal, um mich in seinem Revier zu begrüßen. Es freute mich. Ich erinnerte mich der Gastfreundschaft des Arabers und richtete mich auf, um ihm ein Stück Brot zuzuwerfen. Aber, o Schrecken! — tausend und abertausend Ameisen lustwanderten emsig über die Restchen meines Tees, über meine Matte, über mein Bett — und tausend und abertausend andere quollen noch immer aus dem Baumstumpfen hervor, auf denen mein ganzes Dasein beruhte.

Habt Ihr genug? Ich hatte es, und zum Schlafen kam ich nicht viel in jener ersten Nacht. Aber man lernt alles in Ägypten, selbst das Schlafen auf Ameisennestern.



Schubra, den 31. September 1864.

Es ist nur recht und billig, daß auch ich dem alten Ra, dem Sonnengott Ägyptens, um diese Zeit des Jahres meine Opfer bringe.

Ich war ein paar Tage lang krank und finde, daß das sein gutes haben kann. Man vereinsamt und vertrocknet zu sehr in dem unablässigen Geschäftstrubel. Ihr in dem stillen Kloster mit Sophokles und Homer und einer Anzahl strebsamer Jungen, ich in Schubra und Kaffr-Schedj mit Dampfmaschinen und Baumwollenfabriken und einem Haufen Halbwilder: — wer ist wohl weniger in der großen Welt? Man mag laufen, so weit man will, man sieht überall nur seinen eigenen Horizont. Und bei meiner Art

von Beschäftigung, die Körper und Geist Tag und Nacht umtreibt, ist's leichter und gefährlicher, sich unter den Dornen zu verlieren. Da kommt denn ein Unwohlsein. Das eiserne Mühlwerk, das ohne Erbarmen alte gute Erinnerungen zermalmt und zerreibt, steht auf ein paar Tage still. Und man merkt in dieser Stille plötzlich, daß man eigentlich doch auch ein Mensch war, und sieht mit halbvergessener Wehmut, wohin man treibt. 's ist ein wahrer Segen. —

Äußerlich ist allerdings ein Unwohlsein in Ägypten kein Vergnügen. Den Abend, an dem ich mir mit großer Gewandtheit selbst acht Blutegel ansetzte und schließlich, da ich mit dem Stillen des Blutes nicht zustande kommen konnte, meine Stirne mit Schreinerleim verklebte, benützte mein Koch, um mit einem Teil meiner Habe durchzubrennen, so daß ich zunächst ohne Nachtessen und Frühstück zu vegetieren hatte. Wer weiß, wie es gegangen wäre, wenn nicht mein fauler Dragoman eine ungewohnte Anwendung empfunden hätte, nach seinem verschwundenen Herrn zu sehen.

Doch Tier und Menschen beginnen jetzt wieder aufzuatmen: Die welkgebrannten Blätter, die halbverdorrten Felder färben sich um den schwellenden Nil in unbeschreiblicher Herrlichkeit; die Abende und Morgen mit der frischen, reinen Luft, die Nächte mit ihrer wundervollen Sternenpracht und ihrem tausendfachen Gezirpe, Gequak und Gesang (Singvögel im deutschen Sinne gibt es freilich nicht) sind nahezu paradiesisch, und Schubra ist vielleicht der beste Ort, dies alles zu genießen. Aber allerdings, wenn man, wie eine kleine Vorsehung, das Wasser, das diese Welt so grün macht, selbst pumpen muß, nimmt sich alles etwas anders aus. Wie muß es der großen Vorsehung oft zu Mut sein, wenn sie ihre Welt betrachtet, in die sie liebevoll so viel Wasser pumpt, oft genug ohne Erfolg!

Nun möget ihr einmal heruntersteigen von den Geisteshöhen, auf denen ihr zu Hause seid und mich bei einem Fuhrmannsgeschäft begleiten, bei dem ich mich zu Hause

fühlen muß, ob mir's behagt oder nicht. Das größte Stück meiner neuen Reparaturwerkstätte lag schon seit Monaten in Bulak, der Hafenstadt Kairos, etwa fünf Viertelstunden von Schubra. Es ist eine Stoßmaschine, im wesentlichen ein einziger Klotz von Gußeisen, zehn Fuß lang, etliche acht Fuß hoch, drei Fuß breit, der zehntausend Kilogramm wiegt. An sein Heranschaffen mit Gespannen war gar nicht zu denken; denn sobald ein ägyptischer Ochse merkt, daß etwas auf dem Wagen liegt, den er zu ziehen hat, so gibt er sich nur noch den Schein, dies zu tun. Spannt man aber ein paar Duzend vor, so bringt keine Erdenmacht die Untiere dazu, auch nur in einer Richtung zu stehen. Die Hälfte mindestens streckt die schwarzen Köpfe dem Wagen zu. — Gut; ich warte also, bis das Dampfpflügen vorüber war, und fuhr sodann mit einer meiner Maschinen nach Bulak, zuerst die Sñkomorenallee hinauf mit dem gewöhnlichen Schweiß jubelnder Kinder Sems und Hams, jung und alt, durch die Vorstadt Kairos, dann vorbei an staubbedeckten Moscheen und durch die verzweifelt engen Gassen von Bulak selbst, wo mein Maschinenwärter zum erstenmal — wir hatten die Straße früher schon öfter mit Glück passiert — einen kleinen Kaufladen umfuhr, endlich in den Hof des vizeköniglichen Arsenal's, woselbst das plumpe Sorgenkind lag.

Nach dem üblichen Austausch langer Briefe, die ich zum Glück noch immer nicht lesen kann, sondern nur unterzeichne, war es mir gelungen, vom Arsenal den erforderlichen Wagen zu erhalten. Er gefiel mir schlecht genug; denn obgleich von gewaltiger Größe, wackelten die ausgelaufenen gußeisernen Räder wie betrunken um ihre Achsen, und mit Neid betrachtete ich ein neueres, noch größeres Exemplar, das müßig im Hofe stand. Aber meine Bitten und meine Berufung auf die Festigkeitslehre halfen nichts; ich war genötigt, zu nehmen, was man mir überlassen wollte, und mittels eines Kranes stellten wir den Gußblock auf das stöhnende Suhrwerk.

Des andern Morgens wurde die Maschine angekuppelt und schleppte ordentlich majestätisch das eiserne Ungetüm hinter sich drein zum Arsenal hinaus. „Tor taib kedir!“ („ein guter Ochs!“) bemerkte ein kluger Araber, der mit stummem Erstaunen den kleinen Zug um die nächste scharfe Ecke verschwinden sah, die um ein Haar mitgenommen wurde. Ich selbst wurde durch das Unterzeichnen zahlreicher Bescheinigungen wegen Übernahme des Wagens und Entführung meiner Stoßmaschine eine Viertelstunde lang aufgehalten.

Als ich nachgeritten kam, fand ich hinter Bulak die Maschine ruhig und ernst, aber bewegungslos in der Mitte eines aufgeregten Menschengedränges stehen. Niemand befand sich auf derselben; die Ventile bliesen wie wahnsinnig ab; das Geschrei der Bevölkerung erstickte jedoch den Warnungs- und Schmerzensruf des gequälten Kessels. Mit Mühe brach mein Kawaß mir Bahn. Endlich entdeckte ich im Mittelpunkt des Aufruhrs meinen Maschinisten, der mit blutüberzogenem Gesicht einen seiner Landsleute durchwalkte. Ein paar Gertenhiebe nach links und rechts tun in solchem Falle Wunder und schienen den Streitfall zur allgemeinen Befriedigung beizulegen. Einer der Eingeborenen hatte den Versuch gemacht, mit der Schmierölkanne, welche zufällig von der Maschine gefallen war, davonzulaufen, woraus sich das Weitere entwickelt hatte; denn meine Maschinenwärter glauben unser Maschinenöl allein stehlen zu dürfen.

Die Straße von Bulak nach Schubra ist vielleicht die beste in Ägypten: ein fester Erddamm unter dem Schatten mächtiger, alter Bäume; keine Möglichkeit, den Fuß an einen Stein zu stoßen, denn es gibt keinen. So ging's ohne Anstand vorwärts.

Die Maschine, „der gute Ochs“, schleppte ohne ein Zeichen von Unbehagen ihre zweihundert Zentner auf dem schwankenden Gestelle hinter sich her. Unsere Werkstätte

liegt jedoch anderthalb englische Meilen hinter Schubra und mit ahnungsvollem Grauen blickte ich in die Zukunft. Wir hatten drei oder vier kleine Kanäle und vor allem die Eisenbahn zu kreuzen, deren hoher Damm das Gut durchschneidet, und dann eine halbe Meile auf einem frisch aufgeworfenen Erddamm hinzutreiben, welchen nie etwas anderes als der leichte Fuß der lastbaren Eselin gedrückt hatte.

Der erste der Kanäle ist mit Eisen überbrückt, indem das Wasser in einer gußeisernen Röhre von einer Seite des Wegs auf die andere geleitet wird. Diese ragt um etwas über die Wegfläche hervor. Die Straßenlokomotive überschritt die Röhre ohne Anstand. Nun kam der Karren. Krachend stiegen die Vorderräder auf die Röhre und glücklich sanken sie auf der andern Seite hinunter. „Gewonnen!“ dachte ich. Das gleiche dachte auch mein Maschinist, und in seiner Herzensfreude stößt er den Regulator weiter auf. Die Maschine keucht vorwärts, über die zweite Röhre sehend; in diesem Moment berühren die Hinterräder des Karrens die erste, — sie steigen, — sie krachen, — und bums! mit einem markdurchdringenden Ruck, dem ein dumpfer Schlag folgt, ist das Tagwerk vollendet.

Der Wagen ist über der Brücke, hat aber die Hinterräder samt ihrer Achse zurückgelassen, und sämtliche Gesetze der Statik verhöhrend steht die Stoßmaschine auf dem zusammengeunkenen Gestell. Der Weg ist durch sie versperrt; sie ist sogar frech genug, dem Pascha, der eine Viertelstunde später natürlich gerade diesen Weg nahm, das Recht auf seinem eigenen Gut streitig zu machen. Zweihundert Zentner wiegen selbst einen Pascha auf.

Kranen gab es hier auf offenem Felde natürlich nicht. Aber fünfzig schreiende Sellaßen, am Ende eines Riesenhebels angehängt, haben schon vor viertausend Jahren dieses Land zum Wunder der Welt gemacht. Genau dasselbe sinnreiche Prinzip hob das Hinterteil meines Wagens samt dem

daraufliehenden, todrohenden Klotz Zoll um Zoll wieder in die Höhe, und nach zwei Tagen standen die alten Räder mit einer neuen Achse wieder säuberlich an ihrem Platz. Nur dreihundert Schritte von dem Orte dieses ersten Unglücks kreuzt der Weg den Eisenbahndamm. Bis dorthin ging am dritten Tag die Reise, während zugleich ein ausführlicher Brief an die Bahnverwaltung abgesandt wurde, um ihr anzuzeigen, daß ich am folgenden Morgen die Schienen kreuzen und vermutlich zusammenreißen werde, weshalb ich anheimstelle, sämtliche Züge zwischen Kairo und Kailub bis auf weiteres einzustellen. Da Ägypten noch keine Bahnwärter kennt, so war dies von meiner Seite ein Akt der Menschlichkeit, der seine Anerkennung fand. Des anderen Morgens kam eine Lokomotive von Kairo, hielt an der bezeichneten Kreuzungsstelle und brachte den Eisenbahnbetriebsingenieur der Linie Kairo-Alexandrien und die erfreuliche Nachricht, daß sämtliche Züge in der Tat eingestellt seien, und daß demnach ein Zusammenstoß mit meiner Stoßmaschine nicht wahrscheinlich sei.

Nun befindet sich vor dem Eisenbahndamm ein weiterer Wasserkanal, der aber mit Erde und Holz überbrückt und nur etwa vierzig Zentimeter tief ist. Die Maschine mit ihren breiten Rädern passierte ihn mit vollem Dampf, indem sie zugleich mit aller Kraft ansetzte, um die steile Böschung hinaufzukeuchen. Schwer und emsig humpelte der Lastwagen hinterdrein. Die Vorderräder berühren das Brückchen, und wie durch Butter sinken sie in den eingeweichten Boden. Aber der Dampfmaschine ist es Ernst. Ein momentanes Stocken, ein Gleiten der Räder, ein Ruck, und sie schießt wie besessen die Böschung hinauf. Hinter ihr drein tanzt das halbzerrissene Vordergestell des Wagens, während dieser selbst ruhig, nur auf seinen Hinterrädern ruhend, sich in die Erde bettet.

Der Wagen war nun in einem Zustand völliger Wiederherstellungsunfähigkeit, was durch Expresboten an das Ar-



senal berichtet wurde. Zugleich bat ich dringend um das bessere Fuhrwerk, das ich von Anfang an verlangt hatte, ein Gefuch, das nun ohne weiteres bewilligt wurde.

Das Kreuzen der Bahn wagte ich nach den gemachten Erfahrungen selbst nicht mit dem neuen Wagen, da sich überdies voraussehen ließ, daß die Maschine kaum imstande sein werde, denselben die steile Böschung hinaufzuschleppen. Ich stellte sie deshalb auf die andere Seite des Dammes, so daß sie abwärts fuhr, schlang lange Ketten um das Gußstück, die dasselbe über die Bahn weg mit der Maschine verbanden, baute mittelst Balken eine Holzbahn, schaffte eine genügende Anzahl alter gußeiserner Gasröhren herbei, die als Walzen dienen sollten, und schickte, nachdem dies alles vorbereitet war, wieder nach Kairo, um die Bahnzüge aufzuhalten.

Es war ein Tag heißer Arbeit. Drei- oder viermal brachen die stärksten Ketten, die ich zur Verfügung hatte. Langsam, Zoll für Zoll, zerrte die Maschine den Gußkloß vom gebrochenen Wagen auf die Holzbahn. Fuß um Fuß rollte er auf den untergelegten Röhren die Böschung hinauf; mehr als einmal waren wir nahe daran, den Block umzuwerfen. Ehe es Mittag wurde, war ich vom Kommandieren ganz heißer, aber die Eisenbahngleise lagen auch hinter uns. Vorsichtig rückten wir auf der anderen Seite der Böschung hinunter, während uns auf der wieder klaren Bahn Zug auf Zug fast über den Schwanz fuhr. Ich glaube, ich rettete während dieses Tages mehr als einem Fellah durch einen kräftigen Stoß das Leben. Gegen Mittag werden diese Kerls tappig wie Fledermäuse. Am Abend aber, fast mit der letzten Bewegung, welche die Maschine machte, verlor doch einer meiner Leute zwei Zehen, über die eine unbarmherzige Walze weglief. Auch diese Kämpfe kosten ihr Blut.

Nun kehrte die Dampfmaschine nach Bulak zurück. Der Gußkloß lag indessen glücklich in einem Baumwollen-

feld, bis wir den neuen Wagen herbeigeschafft hatten. Nach anderthalb Tagen war derselbe ohne weiteres Abenteuer an Ort und Stelle.

Wie nun aufladen? Der neue Karren, aus Riesenbalken gebaut, aber noch immer für unsere Wege mit viel zu schmalen gußeisernen Rädern versehen, war ziemlich hoch. Somit stellte ich ihn zunächst vor das Gußstück und grub ihn bis an die Achsen in den Boden. Dann wurde eine geneigte Ebene aus Holz konstruiert und die Dampfmaschine wieder mit Ketten an das Gußstück gepannt, so daß der Wagen zwischen Kloß und Maschine zu stehen kam. Und nun ging's wieder an ein zollweises Zerren und Ziehen, das Gußstück marschierte die schiefe Ebene hinauf und setzte sich nach etlichen kleinen scherzhaften, aber lebensgefährlichen Schwankungen behaglich auf seinen krachenden Triumphwagen.

Der nächste Tag fing denn auch wirklich mit einem Triumphzug an. Eine halbe Meile weit ging alles wie auf Geleisen. Noch fünfhundert Schritte, und wir waren zu Hause.

Diese Strecke aber bildete jener neu aufgeworfene Dammweg, der mich schon längst mit geheimem Schaudern erfüllt hatte. Kaum waren wir fünf Meter auf dem scheinbar festen Boden vorwärts gekommen, so waren auch schon alle vier Räder bis an die Achsen versunken.

Und nun ging's wieder zwei Tage lang an ein Kommandieren und Schreien, an ein Lüpfen und Heben, Steine unterlegen, Balken zerquetschen, Herausarbeiten und Einsinken, das kein Ende zu nehmen schien, und selbst die Maschine versuchte schließlich, trotz ihrer zwei Fuß breiten Räder, vor Unmut sich selbst zu begraben. In zwei Tagen derart dreißig Schritte zu gewinnen, während zwanzig andere Arbeiten auf mich warteten, das durfte nicht so fortgehen! Da fiel mir ein, daß vor drei Jahren ein großer Kessel auseinandergeschlagen worden war und seine Bleche in

irgend einem Winkel von Schobra zu finden sein dürften. Und sie wurden gefunden, genau zehn Stück. Vier aneinander gelegt gaben die Wagenlänge, vier Mann konnten eins schleppen. Hier winkte ein Rettungsmittel.

Den Tag darauf stand mein Karren auf seiner neuen Blechbahn. — Vier Mann auf jeder Seite — vorwärts! — halt! — das hinterste Blech vorgelegt! — vorwärts! — halt! — und so fort ad infinitum. Es ging jetzt über den Damm wie über einen Tanzboden, und nach ein paar Stunden dampfte die Maschine leicht und sicher, als ob nichts geschehen wäre, als hätte man ihr z. B. nicht zweimal während der letzten Tage den Zughaken rein aus dem Leibe gerissen, durch das Tor der neuen Fabrik. — Weiß der Himmel, trotz allem „ein guter Ochse“! —

Ich schreibe dies alles, um Euch eine Skizze meines Arbeitens zu geben, wie es sich in hundertfacher Mannigfaltigkeit fast täglich wiederholt. Der Kampf mit dem Stoff hat etwas Urwüchsiges in diesem Teile der Welt. Ohne die natürliche, langsame Entwicklung einer gesunden Kultur als Grundlage soll unsere europäische Zivilisation in diesem Boden blühen, wachsen und Früchte tragen. Ein deutscher Techniker hätte mir vermutlich den weisen Rat gegeben, erst geeignete Wege zu bauen, ehe ich gewaltige Lasten mit Straßenlokomotiven befördere. Weiser Mann! Diese Maschinen und Gußklöße müssen erst die Mittel schaffen und die Kräfte erzeugen, die alsdann Straßen bauen werden, wie du sie verlangst! —

Das ist die ernste Seite der Sache. Die komische kam nach. Eine Woche später entdeckte ich, daß mir die Arsenalbeamten eine falsche Stoßmaschine aufgeladen hatten. Meine eigene, die dreimal kleiner war, die ich aber nie zu sehen bekam, liegt vermutlich irgendwo in Oberägypten auf vizeköniglichen Gütern begraben. Aber niemand machte je den Versuch, mir das übrigens sehr nützliche Ungetüm wieder abzunehmen; niemand scheint es je vermißt zu haben.

Im Jahre 1880 wurde Enth in Leeds von einem ernststen Unfall betroffen. Aber auch während der ärgsten Schmerzen verliert er seinen herzerquickenden Humor nicht.

Montag.

Ich schreibe im Bett in einer höchst unbehaglichen Stellung; zyklopenartig, mit einem Auge.

Samstag früh hatte ich einen Unfall oder vielmehr einen Fall von einer Dampfpfluglokomotive herab unmittelbar auf den Kopf und auf ein äußerst solides Steinpflaster.

Ergebnis: ein paar Löcher im Kopf (äußerlich), ein verstauchtes Knie, desgleichen vier Finger, zwei Zähne weniger. Die Leute sagen, ich könne sehr dankbar sein. Ich bin's auch.

Der Arzt ist äußerst vergnügt. Die Folgen einer Gehirnerschütterung stellen sich nicht oder sehr milde ein, meint er.

Dabei bin ich voller Wiße, kann sie aber leider nur schwer machen. Zum Teil, weil's dieser Feldscher verboten hat, der nicht eine Spur von Humor besitzt.

Auch soll man mich um keinen Preis ärgern, sagt er. Schreibt mir deshalb nicht, ich hätte nicht auf die Maschine hinaufsteigen sollen oder ähnliches. Ich war von Amts wegen oben und stand auf meinem Posten, als ich fiel.

Ich hätte freilich von Amts wegen stehen bleiben können.

Mein eines Auge, oder vielmehr das andere, ist vollständig unbeschädigt, aber zugeschwollen.

Ich schreibe morgen wieder, kürzer.  
Verpflegung ganz vortrefflich.

Donnerstag.

Da ich's versprochen habe, muß ich's wohl halten und ein allerletztes Bulletin ausgeben. Aber mein ganzes Leben lang behalte ich mir das Recht vor, auf diese Briefperiode zu verweisen, wenn mich die Faulheit übermannt.

Hätte ich kein Knie, so wäre ich fast pudelwohl. Doch hinke ich auch in dieser Beziehung bereits ohne Stock herum, wobei mir kleinere Fußpartien, z. B. vom Tisch ans Klavier, noch genügen. Mein Kopf ist ganz in Ordnung und verrückter als je. An Unterhaltung fehlt mir's nicht. Briefe genug vom Geschäft herauf. Die Ägypter werden ungeduldig. In Rußland fängt die Geschichte mit Butler-Johnston wieder an, in Portugal will jemand Seiltau und in Rumänien soll ich beim ersten Frühlingssudelwetter gewiß nicht fehlen, meint mein „Freund“ Negroponte.

Morgen gehe ich zum erstenmal aus, allerdings zu Wagen und zum Zahnarzt oder richtiger Zahnmechanikus, — denn an Zähnen, die nicht da sind, ist schwer zu doktern — auch ein wenig in die Fabrik.

Mein Kopf hat seine Hauptprüfung auf rückwirkende Festigkeit rühmlichst bestanden, ohne die Elastizitätsgrenze zu überschreiten. Diese technische Auffassung der Sache werdet Ihr zwar nicht verstehen, wohl aber ahnen, daß nichts mehr zu befürchten ist als etwa eine Wiederholung. Das steht in der Macht dessen, der auch die Sperlinge vom Dach fallen läßt, und der wohl weiß, warum. Wenn es auch die Sperlinge ihrer Lebtag nicht begreifen.

Ihr werdet nachgerade wissen wollen, wie das alles gekommen ist. Ich erzähle es mit Vergnügen unter der Bedingung, daß Ihr mir die Sache in ihrer ganzen Einfachheit ansehen wollt. Der Unfall war einer von denen, die

in unserem mechanischen Leben zu tausend Malen vorkommen und: „Der gefallen, ist wie ein anderer Mann“.

Die von Negroponte bestellten Dampfpflugmaschinen sind eine völlig neue Gattung, sogenannte Verbundmaschinen, von einer Form, die noch nie für Dampfpflüge und nur ausnahmsweise bei Lokomobilen verwendet wurde. Ich schrieb schon von Bukarest aus, daß es das beste wäre, zunächst eine Versuchsmaschine zu bauen, an der wir sämtliche Eigentümlichkeiten des Prinzips gründlich studieren könnten, um dann erst die Verhältnisse der rumänischen Maschinen festzulegen. Es geschah, und schon eine Woche lang war ich mit den erforderlichen Versuchen beschäftigt.

Mit den Geheimnissen von Bremsversuchen und Indikatorgrammen werde ich Euch nicht belästigen. Wesentlicher ist, daß ungefähr zweieinhalb Meter vom Boden um die auf dem Kessel liegende Maschine herum ein Fußbrett führt, auf das man mittelst einer Leiter gelangt. Auf diesem Brett stehend arbeitete ich, wie schon hundertmal in ähnlichen Fällen, mit besonderem Behagen. Es war schon zwölf Uhr vorbei. Ich war eben fertig für die Woche und trat mit einem Fuß auf die Leiter, meine Diagramme und mein Notizbuch in den Händen. Die Leiter schlüpfte. Da die Maschine noch in vollem Gang war, konnte ich mich nirgends halten und machte einen verzweifelten Versuch, das Fallen auf die laufende Maschine durch einen Sprung zu vermeiden. Dies war ohne Zweifel nicht ganz richtig. Aber man hat in solchen Augenblicken wenig Zeit, statische Berechnungen anzustellen. Ich rettete mich zwar erfolgreich in die Luft, drehte mich aber dann um und flog, mit dem Kopf voraus, weiter.

Noch immer wundere ich mich über die Länge der nächsten halben Sekunde. Meine Lage war mir vollständig klar, und ich hatte Zeit, in ebensovielen Worten zu denken: „Jetzt bin ich nur begierig, wie das weiter geht!“ Auch dachte ich an etliche Papiere zu Haus, die nicht in

der Ordnung waren, wie ich sie gern hinterlassen hätte. Dann kam ein fürchterlicher, aber völlig schmerzloser Schlag und bewußtlose Betäubung, wie mir schien, ein paar Sekunden lang. Denn ich wunderte mich sofort wieder, wie wenig weh die Sache tat, und drehte mich um, mit dem einzigen Wunsch, daß mich die Leute ruhig liegen lassen möchten. Dann fühlte ich eine gewisse Neugier, zu erfahren, ob meine Hirnschale noch brauchbar sei, und machte mit beiden Händen einen Versuch, wobei ich bemerkte, daß die Nase in meinem Gesicht Blut war. Ich war oder glaubte wenigstens, bei vollständig klarem Bewußtsein zu sein und betrachtete die Möglichkeit, daß mein Leben in wenigen Minuten vielleicht abgeschlossen sein könnte, mit wohlthuender Ruhe. Ein nettes Leben und keineswegs ein unpassendes der Erde, war mein Eindruck. Der liebe Gott wird wissen, was er wollte. Natürlich dachte ich auch an Euch; aber das Schicksal meiner Brille beunruhigte mich nicht minder.

Jetzt aber begann, wie bei den meisten ernstesten Szenen des Lebens, ein komisches Zwischenpiel, das mich im Lauf der letzten Tage und Nächte stundenlang erheiterte. Ich schlug nämlich die Augen auf und sah unmittelbar über meiner Nase zwei schwarze Gesichter, die zueinander sagten: „Brand! (Branntwein!) Schnell, schnell, Brand!“ Branntwein ist nämlich im Norden Englands und auch im Süden das Heilmittel gegen alle Schmerzen des Leibes und der Seele. Mit bewundernswerter Geschwindigkeit war denn auch ein Glas Branntwein da und wurde mir mit liebevoller Zärtlichkeit eingegossen, während zwei, drei weitere Gläser herbeieilten, als gelte es, eine Feuersbrunst zu löschen. Henry Fowler und einer der Buchhalter stellten mich dann auf die Beine und führten mich nach dem Waschzimmer des Bureaus, das „mit allen Vorrichtungen der Neuzeit“ ausgestattet ist. Ich konnte mit Unterstützung gehen. Doch mußte ich mich wieder setzen, während sie mich wuschen. Als Henry dies bemerkte, sagte er: „Ich glaube, wir müssen

ihm etwas Brandſchnapen geben!" Und wieder ſtürzten hilfsbereit ein halbes Dutzend Leute davon und brachten die nöthige Stärkung. Da das bequemſte Sofa in Greigs Zimmer ſteht, ſo wurde ich dorthin geſchleppt und legte mich nieder, bis ein Fiaker geholt war. Hier hörte ich Greigs Stimme auf der Treppe: „Wo iſt er?“ — „In Ihrem Zimmer!“ — „Iſt er tot?“ — „Nein!“ — „Gebt ihm etwas Brandſchnapen!“ — Dann kam der Fiaker. Ich ſtand auf. Da ich offenbar etwas wackelig war, wurde die Anſicht ausgeſprochen und fand allgemeinen Anklang: „Es wäre doch beſſer, wenn Sie etwas Brandſchnapen tranken, eh' Sie gehen.“ — Widerſtand war vergebens. Der junge David Greig und ein Buchhalter fuhren mit mir, während ein dritter Greig nach einem Arzt ging, der wenige Minuten nach mir in meiner Wohnung eintraf. Ich lag wieder auf dem Sofa, durch die etwas lange Fahrt erſchöpft. Der Arzt betrachtete mich aufmerkſam und teilnehmend. Dann ſagte er zu meiner Wirtin: „Haben Sie Brandſchnapen hier? Es wird am beſten ſein, ihm zuerſt etwas Brandſchnapen zu geben.“ Ich konnte nicht umhin, ſo laut zu lachen, als die Verhältniſſe es erlaubten, was allerdings nicht ſehr laut war.

Wollt und könnt Ihr die Sache nicht ruhig anſehen, wie ſie es verdient? Ich gebe gern zu, daß die Entfernung und die Ungewißheit, welche manchen Naturen eine Erleichterung wäre, anderen das Leid der Stunde verdoppelt. Aber doch muß ich fragen: „Iſt das Leben all den Jammer wert? Wieviel Bitteres bringt es, wieviel Enttäuſchung, wieviel Langeweile und Ärger und wie wenig reine Freuden! Wir ſehen und wiſſen das und ſagen es uns häufig mit vieler Salbung. Und wenn dann der Augenblick kommt, wenn für eines von uns all das Elend aufhören ſoll, ſo wollen wir uns nicht tröſten laſſen! Ich begreife es nicht!

Froh bin ich, daß ich nicht ein paar Meter tiefer gefallen, und von Herzen dankbar, daß ich nicht als Krüppel davongekommen bin. Aber ich kann nicht allzuſehr jubi-



lieren; wie ich auch — das weiß ich jetzt gewiß — nicht allzusehr geklagt hätte, wenn es anders gegangen wäre. Die Quäker haben recht. Der Abschied mag weh tun, das ist eine Sache persönlicher Weichheit. Aber das Leben an sich ist die Tränen nicht wert, die man darum weint.

In die Welt des Arztes lassen uns die zahlreichen Briefe des berühmten Chirurgen Theodor Billroth in Wien einen Blick tun. Der Herausgeber seiner Briefe, Dr. Georg Fischer, schreibt über ihn: „In den Briefen wandeln wir in einem Garten, wo die Dankbarkeit und die Freundschaft blühen, wo Wissenschaft und Kunst eng verschlungen nebeneinander ranken und ein köstlicher Humor aufschießt; alles umgrünt von bestrickender Liebenswürdigkeit. Mitunter bewölkt sich der Himmel, und ein Sturm von Leidenschaft rauscht durch die Blätter; aber stets umweht uns eine herzswarme Luft. Mit faszinierender Gewalt packt er die Jugend, welche seiner Klinik aus allen Weltteilen zuströmt; er fühlte mit ihr und eroberte alle Herzen im Sturm. Dafür trug man ihn zeit lebens auf Händen. Unter dem magnetischen Zauber seiner gewaltigen Persönlichkeit und eines universellen Genies, verbunden mit der Gabe, Talente zu entdecken und zur Selbstständigkeit zu entwickeln, gelang es dem Meister, wie keinem deutschen Chirurgen außer seinem Lehrer B. von Langenbeck, eine Schule zu gründen, aus welcher eine große Reihe von Professoren der Chirurgie für Deutschland, Österreich, Belgien und Holland und viele Hospitalchirurgen hervorgegangen sind. Das war sein Stolz und die größte Freude seines reichen Lebens. Empfänglich für alle Reize der Natur und schönen Künste durchglüht ihn von Jugend auf die Leidenschaft zur Musik und zwar mit solch elementarer Gewalt, daß des großen Chirurgen zweites Ich der Künst-

ler, der Musiker, wurde. Musik war die Welt, in welcher er sich ganz glücklich fühlte! Ein Billroth ohne Brahms und Hanslick ist nicht denkbar.“

Stauend bewundert man die gewaltige Arbeitskraft des genialen Mannes; die Musik und die Schauspielkunst gewähren ihm dann und wann die nötige Erholung, und wie empfänglich er für die Kunst war, zeigt uns sein Brief an Professor Lübke in Stuttgart: „Manfred!\*) Ach, daß Du ihn nicht hörtest und sahst! Was nützt da alle Reflexion, man kommt ja gar nicht dazu; Vollblutpoesie und Vollblutmusik! Man ist sinnlich betäubt, man träumt, man schwimmt in lauer Luft, ohne sich zu rühren. Die Szene mit dem Geist der Astarte treibt mir jedesmal das Wasser in die Augen; ja jetzt, wo ich nur daran denke, schauert es mich durch und durch. Diese Musik! ‚Verzeihst du mir?‘ ‚Manfred, lebe wohl!‘ ‚Morgen wird dein Leid zu Ende gehen!‘ Wenn die Astarte hier den Ton richtig trifft, so recht, recht warm! und dann der Manfred\*\*) dem Hörer sympathisch ist — dazu das Wiener Orchester und Herbecks Direktion! Ich sage Dir, es ist um toll zu werden. Ist es ein Glück, so etwas zu empfinden, oder ein Unglück?“

An R. Toppius, Rittergutsbesitzer in Eldagsen.

\*\*\*) Wien, 19. September 1883.

Lieber Rudolph!

Gestern kehrte ich von meiner silbernen Hochzeitsreise, die ich mit meiner Frau und Kindern an den Rhein und

\*) Drama von Byron, mit Musik von R. Schumann.

\*\*) Hofburgschauspieler Lewinsky.

\*\*\*) Briefe von Theodor Billroth, Fünfte vermehrte Auflage. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung, 1899.

nach Berlin gemacht habe, zurück und fand Deinen lieben Brief vom 15. d. M. vor. Wie an allem, was Dich und die Deinen betrifft, nehme ich auch an dem glücklichen Absolvieren des Gymnasiums Deines Robert den herzlichsten Anteil. Ich habe lange keinen so lieben und freudig zufriedenen Brief gehabt wie den Deinen. Leider machen die meisten Menschen, zumal in den großen Städten, so viele unberechtigte Ansprüche ans äußere Leben, daß ich oft den Eindruck habe, als gebe es überhaupt keine Zufriedenheit und Freudigkeit mehr im Leben. Du hast so vielerlei Mühsal und Sorgen im Leben durchgemacht, daß es mich so recht im Herzen freut, wie sich nach und nach nun alles immer angenehmer um Dich her gestaltet, und wie Du ein Stammvater glücklicher Menschen auf ererbtem Väteritz geworden bist.

Du schreibst von den Mühsalen des Landwirts, von seiner Abhängigkeit von Wind und Wetter, Feuer usw. — nun, ich will Dir und Deinem Robert nicht bange machen; doch der Arzt ist wahrscheinlich auch nicht auf Rosen gebettet. Die Konkurrenz wird immer größer, der Anfang ist meist recht schwer. Während des Studiums freut man sich wohl, daß man etwas Einblick in die Natur und in die Krankheitsplagen der Menschen bekommt. Hat man das Examen hinter sich, so ist man ganz entzückt von sich, um nach und nach einzusehen, wie unser Wissen Stückwerk ist, wie wir oft da nicht helfen können, wo wir am liebsten helfen möchten; auch kommen Skrupel, ob dies oder jenes zu tun sei. Will man nicht in ewigem Katzenjammer durch die Welt laufen, so muß man sich immer sagen, man tut seine Pflicht nach bestem Willen und Gewissen. Eine gute, ruhige Frau und ein ruhiges, häusliches Glück ist dann der größte Segen. Doch kaum ist man zu Hause gekommen, um sich dieses Glückes zu freuen, so klopft es vielleicht schon wieder; die Pflicht ruft vielleicht in stürmische, kalte Nacht hinaus. Spärlich sind die Freuden des Arztes: hier und da

treue Anhänglichkeit der Patienten; zuweilen, doch nicht oft, auch mit materiellem Nachdruck; Dankbarkeit für die größte Pflichttreue, ja selbst für Opfer selten. Freude an einer gelungenen Kur, Bewußtsein der Pflichterfüllung: das ist meist das höchste, was der Arzt erreichen kann.

Du meinst vielleicht, ich male zu sehr in Schwarz; doch wenn Dein Robert einmal nach 20 Jahren diese Zeilen in die Hände bekommen sollte, so wird er mir vielleicht recht geben. Hat er einmal eine entschiedene Neigung, Arzt zu werden, so darf ihn das alles nicht stören. Du wünschst, daß ich Dir offen und ausführlich darüber schreibe. Fürchte nicht, daß es so weiter geht; das Schlimmste ist gesagt, und am Ende ist es auch nicht viel schlimmer wie mit manchem anderen Lebensberuf.

Was ist die Haupteigenschaft, um ein guter Arzt zu sein? Mein hiesiger Kollege Nothnagel, dessen Buch über Nervenkrankheiten Dein Robert später schätzen lernen wird, sagte in seiner Antrittsrede als hiesiger Professor der inneren Klinik unter anderem: „Nur ein guter Mensch kann guter Arzt sein.“ Dies ist auch meine Meinung; es ist die Grundbedingung für den inneren, ja meist auch für den äußeren Erfolg der ärztlichen Tätigkeit. Ich möchte zu dem „guten Menschen“ noch hinzugefügt wissen „gut erzogen“, d. h. in einer Familie, in der ein wohlwollender Geist gegen alle Menschen lebt. Das trifft ja alles bei Deinem Robert zu. Er muß einen unwiderstehlichen Drang zum Helfen anderer unglücklicher Menschen haben, zunächst angeboren und anerzogen; dann kommt er später auch auf dem Wege geläuterter Empfindung und Lebenserfahrung durch Reflexion zu der Überzeugung, daß, soviel der sittlich erzogene Mensch auch nach Glück jagen mag, er doch schließlich das Glück wesentlich darin findet, andere nach Kräften glücklich zu machen. Nur in diesem Punkte darf er egoistisch sein, ich meine sich selbst glücklich machen, und zwar soviel als er kann. So wie dies aus der sittlichen Erziehung ent-

springt, so wird es auch immer wieder neue Quelle innerer Läuterung, Stärkung des Pflichtgefühls, Befestigung eigener Sittlichkeit. Trifft ihn ein Unglück, so wird er in der Hilfe anderer, die noch unglücklicher sind als er, Trost und Stärkung zu neuem Aufschwung nehmen.

Damit der Arzt nun reichlich seine Hilfe austeilen kann, muß er einen tüchtigen Vorrat von Kenntnissen einsammeln. Dieser Vorrat hat nun beim Arzt das Gute, daß er um so größer wird, je reichlicher er ausgegeben wird. Mit der ärztlichen Tätigkeit wächst die Erfahrung, die Kritik, das Bedürfnis, die Lücken der Kenntnisse zu füllen, den Fortschritten der ärztlichen Kunst, welche sich aus den Fortschritten der Wissenschaft ergeben, zu folgen. Bei einem für kritische, vorurteilsfreie Beobachtung gut veranlagten Arzt wächst also der eigene Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen mit der Ausgabe behufs des Helfens anderer — wohlverstanden nur bei einem guten, pflichttreuen Menschen mit gesundem Menschenverstand und Freude an der Arbeit und am Beruf.

Wie soll sich nun der junge Mensch die zum Arzt nötigen Kenntnisse erwerben? Dafür ist an den deutschen Universitäten so gut vorgesorgt wie in keinem anderen Lande. Abgesehen davon, daß an den meisten Universitäten bei der Immatrikulation ein „Studienplan“ übergeben wird, liegt ein solcher schon in der Natur der Sache, im Usus, in der Art der Examina usw. Da bedarf es keiner besonderen Ratschläge. Anatomie, Chemie, Physik, dann Physiologie, daneben Zoologie, Botanik, Mineralogie, das füllt die ersten zwei Jahre reichlich aus. Robert muß sich darüber klar werden, daß er nun eine Hochschule mit freiem Studium ohne Kontrolle bezieht. Die Vorlesungen erschöpfen den Gegenstand nie; sie sind mehr Anregung zum Studium, zur Methode des Studiums. Eigenes häusliches Studium ist die Hauptsache. Nicht die Professoren, welche unter allen Umständen die gesamte Materie durchpauken, sind die besten Lehrer,

sondern diejenigen, welche die jungen Leute anregen, sie warm für den Gegenstand interessieren.

Nicht zuviel Vorlesungen annehmen und in jedem Semester sich mit einem Gegenstand ganz besonders intensiv beschäftigen, halte ich für zweckmäßig, weil sonst leicht Zersplitterung und Verfahrenheit das Ende ist. Besser einiges recht genau je nach Neigung zu lernen, als von vielem wenig oder nichts behalten. Vor dem Examen sind in ersterem Falle nur Lücken zu füllen, in letzterem ist alles neu zu lernen. Alles, was zum Examen verlangt wird, schon während des Studiums ganz genau zu lernen, ist selbst für den Begabtesten untunlich.

Welche Universität? Das kann ich am schwierigsten beurteilen, weil ich die jetzige Professoren-Generation nicht mehr soviel persönlich kenne, um ein Urteil über sie als Lehrer zu haben. Straßburg steht obenan in seinem medizinischen Lehrkörper, doch soll es dort und noch mehr in Heidelberg nicht billig sein. Einer der ausgezeichnetsten Anatomielehrer ist Henke in Göttingen, doch schon über die 70 hinaus. Sehr ausgezeichnet als anatomischer Lehrer ist Henke in Tübingen. In N. N. ist jetzt wenig zu holen; auch Berlin, München, Würzburg, Breslau möchte ich für den Anfang nicht empfehlen; in Jena, Marburg, Gießen ist wohl recht knappes Material für die Sezierübungen.

Ich rate, die ersten drei Jahre auf der gleichen Universität zu bleiben; das letzte Jahr etwa in Berlin. Nach Examen und Militärdienst schicke ihn auf drei Monate nach Wien; ich werde ihn nach Kräften ins Praktisch-Chirurgische einführen. Aber auch sonst sieht er hier, wo alles in einem riesigen Krankenhause konzentriert ist, in einem Tage mehr als in einem Monat anderswo. Auch sind hier alle Kurse speziell für Fremde eingerichtet, deren es aus allen Weltteilen hier gibt. Paris und London sind jetzt für den Mediziner völlig überflüssig; der in Deutschland ausgebildete Arzt kann dort nichts mehr holen. Wir haben

Franzosen und Engländer auf allen Gebieten der Medizin weit überholt.

Nun ist es Dir wie Goethes Zauberlehrling gegangen; Du hast die Geister der Medizin beschworen und wirst sie nun nicht wieder los! Doch alles hat ein Ende und so auch dieser Brief.

Schicke also Deinen Jungen getrost auf die Universität. Verbiete ihm nicht gerade, in ein Korps zu treten, doch rate ihm freundschaftlich davon ab. Die Korps sind ebenso wie die Burschenschaften eine jetzt antiquierte Institution, bei welcher die jungen Leute nur Zeit verlieren, ohne für ihr Leben irgend einen Gewinn zu haben. Hast Du für Robert eine Universität gewählt, so schreibe mir welche. Ich bin nun freilich auch ein alter Mann, aber ich könnte ihn doch persönlich vielleicht durch einen Brief empfehlen.

Von den Meinen erwidere ich die herzlichsten Grüße. Meinen besonderen Gruß an Emmchen und an meinen zukünftigen Kollegen Robert, dessen Photographie ich mir erbitte.

Dein

Th. Billroth.



An Prof. Engelmann in Utrecht.

Wien, 24. Februar 1890.

Lieber Herr Kollege!

Mit Bedauern höre ich, daß auch Sie von einer intensiven Influenza attackiert waren. Hoffentlich bessert es sich bald.

Ich hätte Sie gar gern einmal hier gehabt. Wir sind auch außer der Universität Kollegen, da Brahms Ihnen sein drittes Streichquartett und mir seine beiden ersten Streich-

quartette gewidmet hat. Vor kurzem war Joachim hier mit seinem Quartett und spielten ihr B-dur. Ich war fast eifersüchtig auf Sie; der Erfolg war kolossal. Das Stück war hier wiederholt gespielt, von Helmesberger, Rosé, Heckmann usw. Doch eine so klare Auseinanderlegung dieses so formlos anfangenden und so kompliziert sich gestaltenden Stückes habe ich kaum für möglich gehalten. Die Schwierigsten, zumal rhythmischen Kombinationen klangen so natürlich, als könne es nicht anders sein. Der Erfolg war selbst neben Beethoven, Mozart, Haydn, Schumann ein kolossaler. Die konservativsten alten Musiksjöhne kamen auf mich zu (ich gelte nämlich hier als Haupt-Brahmane), um mir zu versichern, daß sie eigentlich jetzt erst das Quartett verstanden hätten. Und auch das große Leimsieder-Publikum geriet in Ekstase. Der Bratschensatz mußte da capo gespielt werden.

Ich fürchte, daß diese Dedikationen unsere Namen länger in Erinnerung halten werden als unsere besten Arbeiten. Für uns nicht sehr schmeichelhaft, doch schön für die Menschheit, die mit richtigem Instinkt die Kunst für ewiger nimmt als die Wissenschaft. Es ist der ewige menschliche Satz, daß uns Liebe schwerer wiegt als Hochachtung.

Es sollte mich für die stammverwandte Universität (ich bin nämlich ein Greifswalder) Utrecht sehr freuen, wenn Sie Dr. Salzer für Holland gewinnen. Für mich wäre es ein schmerzlicher Verlust; denn Sie werden es erfahren, wenn Sie älter werden, daß ein Assistent, auf den man sich wie auf sich selbst verlassen kann, ein schwer zu ersetzender Verlust ist. Ich habe das ungeheure Glück, daß meine Schüler mir nicht nur persönliche Achtung entgegenbringen sondern mit jeder Gedankenfaser an mir hängen. Nie kommt eine Heftigkeit oder eine ernste Differenz zwischen uns vor; eine leise mimische Bewegung genügt, uns zu verständigen. Ich lasse meinen Schülern die freieste subjektive Entwicklung, und doch ahnen sie und folgen meinem



leisesten Wink und tun nichts, was nicht in meinem Geiste zu tun wäre. Ich habe an meiner Klinik eine Tradition eingeleitet, die mit ungeschwächter Kraft fortwirkt. Ich halte nichts von der fortwährend nörgelnden Ermahnung und Erziehung. Die Mitbewegung und Mitempfindung sind die stärksten physiologischen und ethischen Motive, durch welche wir das Beste in den Menschen erwecken und unterhalten. Wenn die wissenschaftliche und moralische Welt mit mir zufrieden ist, wie es scheint, so wird sie auch mit meinen Schülern zufrieden sein.

Ich habe Salzer gesagt, daß man beabsichtige, ihn vielleicht in einem Vorschlag zu nennen, vielleicht nur zur Füllung einer Terna. Er solle mir seine gedruckten Arbeiten und ein kurzes Curriculum vitae übergeben. Strengste Diskretion habe ich ihm zur Pflicht gemacht. An dem Curriculum vitae erkennen Sie den Charakter Salzers, den ich mit einem Goetheschen Wort „kurz angebunden“ bezeichnen möchte. Er perhorresziert jedes Vordringen seiner Persönlichkeit, jede Vorlage seiner persönlichen Leistungen.

Ich muß daher zu seinem Curriculum einiges hinzufügen. Salzer ist aus einer nicht reichen, aber wohlhabenden Familie Siebenbürgens; er war der letzte Schüler und Assistent des genialen Schuh und ist jetzt auch einer der angesehensten chirurgischen Primärärzte (Vorstand einer chirurgischen Abteilung im K. K. allgemeinen Krankenhause) Wiens. Der Vater hat dem Sohne die glänzendste Erziehung geben lassen, hat ihn (was hier in Wien ein Unikum ist) nicht nur in Wien sondern auch in Heidelberg und Berlin studieren lassen. Als unser Fritz Salzer (eigentlich Adalbert) von seinen Studien im Ausland zurückkam, war er so physiologisch angeregt, daß er sich zunächst an Brücke und Sigmund Exner anschloß; die Retina-Arbeit war die Folge davon. Die absolute Zuverlässigkeit des Charakters Salzers gab erst die Veranlassung, ihm diese Arbeit zu über-

tragen. Als ich ihn dann später an meiner Klinik als Unterassistenten (s. g. Operateurzögling) übernahm, war es einerseits die Rücksicht auf seinen Vater, andererseits die physiologische Richtung des jungen Menschen, die mein Interesse für ihn erregte. Nach kurzer Beobachtungszeit erkannte ich in ihm das Holz, aus dem Professoren zu Schnitzern sind, und machte ihn bei der nächsten Vakanz zum Assistenten. Er hat in jeder Beziehung meine Erwartungen übertroffen. Ich veranlaßte ihn dann, Reisen nach Deutschland, England und Frankreich zu machen, und war nicht überrascht, daß ihm nach seinem Charakter die englische Chirurgie besonders imponiert hatte. Er trat in besonders intime Beziehung zu einem der talentvollsten, jungen, englischen Chirurgen zu Ogston, dessen physiologisch-chirurgische Richtung im Sinne Egners ihn ganz besonders erfüllt. Beiläufig bemerke ich, daß Salzer, da er das Englische ganz beherrscht und überhaupt Sprachtalent hat, sich bald auch mit dem Holländischen abfinden wird.

Was soll ich Ihnen von seinem technisch-operativen Talent sagen? Dasselbe ist heutzutage so verbreitet, daß man sagen kann: Wer operiert heute noch schlecht? Doch kann ich von Salzer sagen, daß er so vollkommen sicher in dieser Richtung ist, daß er die schwierigsten Operationen, zu denen ich die Magenresektionen und die Staphylo-raphien bei kleinen Kindern zähle, mit spielender Leichtigkeit und Ruhe beherrscht. Außerdem ist er ein guter Mikroskopiker und geübter Bakteriolog, eine Richtung, die hier in der jüngeren Generation überhaupt weit verbreiteter ist, als man im Ausland annimmt. . . Als Lehrer ist Salzer sehr geschätzt. Er hat als solcher etwas von der Objektivität und Solidität, aber auch etwas von der Knappheit der Skodaschen Schule.

Wieviel ich auf das praktische, administrative Talent Salzers halte, mögen Sie daraus ersehen, daß ich ihn zu den Konferenzen über den Neubau der hiesigen Klinik zu-

gezogen habe. Er kennt alle Neubauten der Art in Deutschland, Frankreich, England so genau in ihren Vorteilen und Schwächen, daß ich ihm bei seinem schneidigen Verstand gern gefolgt bin. Dabei hat er von mir gelernt, daß man in praktischen Dingen nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen soll. — Item! Wenn Sie Salzer für Utrecht gewinnen, so haben Sie einen kapitalen Griff gemacht . . .

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Th. Billroth.

An Dr. Johannes Brahms in Wien.

Wien, 5. März 1890.

Abends 12 Uhr.

Es war ein bewegter, meist herber Tag heute — wie gewöhnlich. Alles nach der Uhr. Ich erwachte früh von einer Wunde am Finger, die sich durch Berührung mit Eiter entzündet hatte; doch das bin ich gewohnt, es wird bald besser sein. Dann ewige Klingelei; man ließ mich kaum ruhig mit Frau und Kindern frühstücken. Lohndiener von Hotels, die Stunden für Konsilien verlangten; der Sekretär vom Rudolfinerverein, der Unterschriften wünschte usw. Endlich Besuche bei gestern Privat-Operierten, nun zur Klinik! Assistenten, Operateure, Direktionserlasse, jeder will etwas. Himmel-Sakrament, es ist schon 20 Minuten nach 10 Uhr! Vorwärts! Hinein ins Auditorium. Zwei Stunden Schulmeisterei und Operationen. Kaum aus dem Operationssaal heraus, fallen mich wieder Menschen an. — Endlich nach Haus. 20 Minuten zum Essen. Dann zu einer sehr schweren Operation, die über zwei Stunden dauert! Kühne Vorsicht, endlich Sieg! Alles geht gut.

Rasch zwei Glas Kognak! — Zu Haus: Sechs Patienten teils mit Bagatellen, teils unheilbar: Lüge, Lüge als Trost. — 15 Minuten für five o'clock tea mit Familie. Nun wieder vier Krankenbesuche. Zu Haus. Eine halbe Stunde Ruhe! Welches Glück. — Widmanns Buch zu Ende gelesen. — Nun ins Renaissance-Konzert! Ich hatte große Freude: 1½ Stunden Ruhe in ruhiger Musik. Die Ausführung schien mir vortrefflich! Der Chor von wunderbarer Reinheit. Walter wirklich edel und groß, wie ich ihn selten so trefflich gehört; hier und da modern sentimental, da und dort etwas zu viel. Doch im ganzen von keinem modernen Sänger erreichbar. Sehr ausgewähltes Publikum; andächtig, sympathisch gestimmt. Alles so gedrungen, kurz, schön! Nun zu Hause in bester Stimmung, endlich etwas Ruhe. Höchst behagliches Abendessen in der Familie. — Nun sechs notwendige Geschäftsbriefe. Endlich: „Enfin seul.“

So habe ich mir jede Stunde erkämpfen müssen, in welcher ich Widmanns reizendes Buch gelesen habe; so muß ich es mir erkämpfen, Dir dafür zu danken, daß Du es mir geschickt hast. Ich habe glückliche Stunden durch dies Buch gehabt. Mit wenigen Ausnahmen kenne ich alle Städte und Landschaften, deren er erwähnt! Das gehört doch eigentlich dazu, um das Buch recht genießen zu können. Er besitzt ein glückliches Naturell, um das ich ihn beneiden könnte; er muß aber auch ein feiner Beobachter und trefflicher Psycholog sein. Dazu hat er einen reizend natürlichen Humor. Seine Schreibweise hat mich oft an Hanslick erinnert. Wie glücklich sind doch diese Menschen, die sich eine Grenze für das, was sie erreichen wollen, zu ziehen imstande sind und sich in diesen Grenzen behaglich expandieren. Das Glück liegt am Ende doch in der unbewußten Resignation.

Mir ist das leider nicht gegeben. Ich bin ein alter Mann, aber jede Grenze ist für mich unerträglich. Eine

Sehnsucht nach etwas, was ich selber nicht weiß, stört mich im ruhigen Lebensgenuß. Es ist zu dumm! Doch ich kann es nicht ändern.

Der letzte Satz Deiner C-moll-Symphonie hat mich neulich wieder fürchterlich aufgeregt (ähnlich wie der dritte Teil von Schumanns Faust). Was nützt die vollendete, klare Schönheit des Hauptmotivs in seiner thematisch geschlossenen Form. Zuletzt kommt doch wieder des Horns schwärmerischer Sehnsuchtschrei wie in der Einleitung, und alles zittert in Sehnsucht, Wonne und übersinnlicher Sinnlichkeit und Seligkeit!

Du sagtest neulich, es gebe doch nichts Schöneres, als gleich in den frischen Morgenstunden sich mit schöner, ernster Lektüre oder Kunst zu beschäftigen! Da dachte ich mir: ich armer Teufel, wie selten kömmt dir das! was Du, beneidenswerter Mensch, jeden Tag haben kannst! -- Es war früher doch auch anders mit mir; ich hatte mehr Spannkraft; es ist der Jugendkranz, den ich suche! Die Sehnsucht nach mir selbst! Das klingt verteuftelt arrogant, doch Du wirst es verstehen! In tausend Sezen ist mein Dasein, meine Kraft, meine Arbeit zerplittert. Meine Kraft nimmt ab, doch die Ansprüche der Menschen an mich nehmen zu. Früher machte ich in solchen Stimmungen auch Gedichte und kann der Versuchung nicht widerstehen, Dir eins auf der folgenden Seite hinzuschreiben.

Jetzt lege ich mich resigniert und erschöpft ins Bett und erflehe oft stundenlang Morpheus' Umarmung!

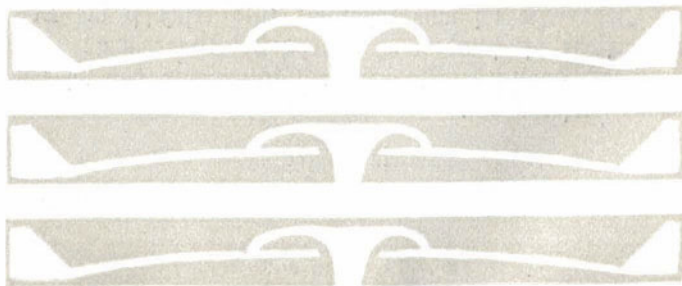
Doch genug der Raunzerei. Glaube mir, daß ich Dir immer derselbe bin.

Dein treuer

Th. Billroth.

Heinrich von Treitschke, der berühmte Geschichtschreiber, behauptet, die allgemeine geistige Verflachung unserer Zeit bemerke man so recht an unserem Briefwechsel. „Ob eine Zeit wirklich kultiviert gewesen ist, erkennt man doch nicht daran, wie schnell man sich etwas mitteilen konnte, sondern ob das, was man sich mitteilte, etwas Gescheites war. Unsere Briefe aber sind infolge der Schnelligkeit des Verkehrs und des billigen Portos so fürchtbar inhaltlos geworden, daß man geistreiche Briefe, wie in früheren Kulturperioden, gar nicht mehr findet.“

Wohl mag zugegeben werden, daß die Postkarte und ganz besonders die Ansichtskarte vielfach den inhaltreichen Brief verdrängt haben, aber auch in unserer Zeit finden sich doch noch Männer — Professor Billroth beweist das schon — deren Briefe vor den besten früherer Zeiten nicht zurückstehen.





# Zwölf Erzählungen neuerer deutscher Dichter

Für die Jugend ausgewählt

von

**Johannes Henningfen**

~~~~~  
**Sechste Auflage**  
~~~~~

Geheftet M. 2.—

Elegant gebunden M. 2.50

**Inhalt:** **Böblau**, Die Ratsmädels laufen einem Herzog in die Arme. **Budde**, Mannuckerle und Mannickerle. **Sontane**, Ein Kapitel vom alten Schadow. **Srapan**, Um zehn Pfennig. **Sebbel**, Eine Nacht im Jägerhause. **Holzamer**, Der alte Musikant. **Leander**, Von Himmel und Hölle. **Liliencron**, Die vergessene Hortensie. **La Roche**, Ein Todesritt. **Kofegger**, Als ich Christtagsfreude holen ging. **Schäfer**, Claus Hinrich Ringhoff. **Trojan**, Die Außer.

Ein unterhaltendes und anregendes Jugendbuch von ganz besonderer Eigenart. Hervorragende Meister der neueren Literatur haben sich darin vereinigt, um unserer Jugend die besten Gaben ihres poetischen Schaffens darzubringen, und dürften die den Inhalt bildenden zwölf Geschichten, aus den verschiedensten Lebensgebieten geschöpft, als wahre Meisterstücke gedankenreicher und gemütvoller Erzählungskunst bezeichnet werden.

~~~~~  
**Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH**



# Rulaman

Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des  
Höhlenbären

Der Jugend und ihren Freunden gewidmet

von

**Dr. D. S. Weinland**

Mit 45 Textabbildungen und einem Titelbilde

**Sechste Auflage**

**Elegant gebunden M. 5.50**

Der Verfasser, der das naturwissenschaftliche wie das ethnographische Gebiet vollständig beherrscht, bietet in **Rulaman** eine vortreffliche Erzählung aus unserer Vorzeit. Der Schauplatz ist das Höhlengebiet der Schwäbischen Alb, welches der Verfasser genau kennt und dessen Höhlen zweifellos einstmalige Wohnstätten der Ureuropäer waren. Die Darstellung ist lebenswahr und spannend; dabei atmet das Buch den frischen Hauch des Waldes und der Berge, wo es entstanden ist, und es wird gewiß von jedem echten deutschen Jungen mit Lust gelesen werden.

---

# Runing Hartfest

Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen,  
als sie noch Wuodan und Duonar opferten

Der deutschen Familie, vornehmlich unserer Jugend gewidmet

von

**Dr. D. S. Weinland**

Mit 38 Textabbildungen Dritte Auflage

Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.50

In dieser vortrefflichen Erzählung wird uns ein Einblick geboten in das frische, volle Leben des alten Kernvolkes der Germanen, in die friedliche Arbeit des Tages und in das Gewühl seiner Schlachten, in seine Seste, wo es glaubensvoll mit seinen Göttern verkehrte, sowie in die tollkühnen Wolfsfahrten, wo die Jugend auszog in die Ferne auf Ehre, Gold- und Länderraub. Vor allem aber führt uns die Erzählung mitten hinein in den gewaltigen, erschütternden Kampf zwischen dem Germanentum und dem Römerreiche, in das Ringen dieser großen Völker um die Welt Herrschaft. Den Mittelpunkt der lebendigen und fesselnden Handlung bildet **Hartfest**, der altherwürdige Runing des großen Suebenstammes.

---

**Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH**

## Mit sechzehn Jahren

Luftige Mädchengeschichten von Srida Schanz

**Vierte Auflage**

**Sein gebunden M. 4.—**

---

## Junges Blut

Drei Mädchengeschichten von Srida Schanz

Vierte Auflage

**Gebettet M. 3.—**

**Gebunden M. 4.—**

---

## Maiwuchs

Vier Mädchengeschichten von Srida Schanz

Zweite Auflage

**Gebettet M. 3.—**

**Gebunden M. 4.—**

---

## Morgenrot

Vier Mädchengeschichten von Srida Schanz

**Gebettet M. 3.—**

**Eleg. gebunden M. 4.—**

Prächtige Erzählungen aus dem Leben junger Mädchen: Schilderungen ganz reizender Art, die erfrischend und belebend wirken, kurz, alle Vorzüge aufweisen, welche der Verfasserin schon so viele Herzen gewonnen haben.

---

## Prinzesschen

Erzählung von B. Schweikart **Sein gebunden M. 4.—**

Das Buch schildert das Schicksal eines jungen Mädchens, das einen schweren Kampf zwischen dem, was es als Pflicht erkennt, und dem Zuge seines Herzens durchzuringen hat. Die Darstellung ist geist- und gemütvoll. Dem inneren Wert des Buches entspricht die elegante Ausstattung.

---

## Das Buch denkwürdiger Frauen

In Lebensbildern und Zeitschilderungen **Seitgabe für Mütter und Töchter**

Von **Ida von Düringsfeld**

Sechste, vermehrte und neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Ida Rikow

Mit acht ganzseitigen Bildnissen

**Gebettet M. 5.50**

**Sein gebunden M. 7.—**

---

**Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH**

# Deutsches

# Dichterbuch

Lebensbilder aus der deutschen Literaturgeschichte

Von

**Anton Oborn**

Zweite Auflage

Mit 85 Illustrationen

**Gebeftet M. 6.—**

**Eleg. gebunden M. 7.—**

**Inhalt:** Waltherr v. d. Vogelweide. — Hans Sachs. — Paul Gerhardt. — Paul Fleming. — Christian Günther. — Christian Fürchtegott Gellert. — Friedrich Gottlieb Klopstock. — Gotthold Ephraim Lessing. — Christoph Martin Wieland. — Johann Gottfried v. Herder. — Johann Wolfgang v. Goethe. — Friedrich Schiller. — Johann Heinrich Voss. — Johann Peter Hebel. — Johann Gottfried Seume. — Ernst Moritz Arndt. — Ludwig Uhland. — Heinrich v. Kleist. — Friedrich Rückert. — Franz Grillparzer. — Theodor Körner. — August Graf v. Platen-Ballermann. — Fritz Reuter. — Emanuel Geibel. — Gustav Freytag. — Joseph Viktor v. Scheffel.

Anton Oborn, durch seine Erzählungen, Gedichte und Novellen, wie auch durch seine vortrefflichen Jugendschriften in den weitesten Kreisen bekannt und beliebt, bietet in seinem neuesten Werke eine Reihe charakteristisch gewählter und mit reichen Details ausgestatteter Lebensbilder derjenigen deutschen Dichter, die durch ihre geistigen Vermächtnisse dem Herzen des deutschen Volkes besonders nahe gerückt und wohl würdig sind, durch Wort und Bild in ihrem ganzen Werdegange geschildert und gefeiert zu werden. Mit Waltherr von der Vogelweide beginnend und mit Viktor von Scheffel endigend, behandelt das Buch die Hauptvertreter der einzelnen Literatur-epochen. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet und mit trefflichen Illustrationen versehen, welche Porträts der Dichter, Nachbildungen von Handschriften, Darstellungen von Orten mit literarischer Bedeutung usw. in reicher Fülle bieten. Erscheint ein solches Buch schon für jeden Literaturfreund begehrenswert, so ist es vor allem auch der reiferen Jugend, auch der weiblichen, zu empfehlen, geeignet, Freude und Interesse an der deutschen Literatur zu wecken und zu fördern.

---

**Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH**

---

---

# Illustrierte

---

---

## Allgemeine Kunstgeschichte

im Umriss für Schule und Haus, sowie zum Selbststudium

Von **Paul Knötel**

**Gebeftet M. 5.50** Mit geg. 200 Textabbild. **Vornehm geb. M. 6.50**

Das Werk gibt einen klaren Überblick über den Entwicklungsgang der Kunst in allen Ländern und zu allen Zeiten. Der **deutschen Kunst** ist neben der griechischen und italienischen der Löwenanteil eingeräumt, doch sind auch alle übrigen Länder angemessen berücksichtigt. Auf die Illustrierung ist größte Sorgfalt verwendet worden; es sind nur Gegenstände gewählt worden, welche für Zeitrichtung und Künstler charakteristisch sind.

---

## Illustrierte Mythologie

Götterfagen der Hellenen, Römer, Germanen, Iranier und Indier  
Nebst einem Anbange über die Mythen und den Kult der Babylonier und Ägypter.

Von Prof. Dr. **Bermann Göll**

Achte, neubearbeitete Auflage Mit 181 Textabbildungen

**Gebeftet M. 5.— Gebunden M. 6.50**

In dieser vollständig neu bearbeiteten achten Auflage hat der mythologische Inhalt, entsprechend der Entwicklung der Mythologie zu einer selbständigen Wissenschaft, durchweg Bereicherungen erfahren, während die rein religions-wissenschaftlichen Abschnitte mehr in den Hintergrund treten. Der Illustration ist wiederum die größte Sorgfalt zugewendet worden, insbesondere ist die Zahl der Bilder von mythologischer Bedeutung wesentlich vermehrt worden.

---

## Viertausend Kilometer im Ballon

Von **Berbert Silberer**

Mit 26 photographischen Aufnahmen vom Ballon aus

**Gebeftet M. 4.50 Elegant gebunden M. 6.—**

Bei dem allgemeinen Interesse, das die Luftschifffahrt in der Neuzeit wachgerufen hat, wird das vorliegende Buch außerordentlichen Beifall finden. Es bildet tatsächlich die erste deutsche Sammlung von Fahrtbeschreibungen eines Luftreisenden, der innerhalb weniger Sommer über 4000 Kilometer im Ballon zurückgelegt hat. Durch die Beigabe zahlreicher, vorzüglich ausgeführter Wiedergaben photographischer Aufnahmen vom Ballon aus, die nicht nur schöne Landschaftsbilder von oben, sondern auch interessante und lehrreiche Ansichten des Wolkenmeeres, der Erde durch Wolken gesehen usw. bieten, erhält das Buch einen bedeutend erhöhten Wert.

---

**Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH**

# Leixners Deutsche Literaturgeschichte

Siebte verbesserte Auflage

Ein stattlicher Band von 136 Druckbogen groß 8<sup>o</sup> mit 1088 Seiten, 55 zum Teil farbigen Beilagen und 423 Abbildungen im Texte.

Geheftet M. 16.—. In Prachtband M. 20.—

Ausgabe in 2 Bänden: Geheftet je M. 8.—; gebunden je M. 10.—

Auch in 40 Lieferungen zu je 40 Pf. beziehbar.

Leixner, selbst ein feinsinniger Dichter und zugleich ein trefflicher Kunsthistoriker, behandelt mit Srische und lebendiger Anschaulichkeit die gesamte deutsche Literatur von den ersten Anfängen bis auf unsere Tage und zwar durchaus im Zusammenhange mit dem nationalen Leben, mit dem Volkscharakter und der Volksgeschichte. Von der Überzeugung durchdrungen, daß die höchsten Schöpfungen der deutschen Literatur den Einklang von Schönheit der Form und höchster edelster Sittlichkeit zeigen, richtet Leixner seinen kritischen Sinn auf Auscheidung des Idealen, Bleibenden, Tiefen aus dem Wust des Gemachten und Unwahren, des ethisch Gehaltvollen von dem bloß äußerlich Glänzenden, und deshalb ist diese Literaturgeschichte vor allen anderen geeignet, in die Kenntnis der deutschen Literatur einzuführen, während anderseits auch der Kenner durch das durchaus selbstständige und überall auf eigener Kenntnis der Quellen beruhende Urteil Leixners vielfach Anregung finden wird.

Mit dem Verfasser Hand in Hand gehend, hat die Verlagsbuchhandlung der Ausstattung des Werkes unausgesetzte Sorgfalt gewidmet und keine Kosten gescheut, um durch die vollständig erneuerte, mit allen Hilfsmitteln der modernen Kunsttechnik hergestellte, möglichst vielseitige Illustrierung und zeitgemäße typographische Ausstattung der Leixnerschen Literaturgeschichte den ersten Platz zu sichern. Der Bilderreichtum wird hinsichtlich der Auswahl wie der Güte der einzelnen Vorlagen von keinem anderen ähnlichen Werke erreicht. Die Leixnersche Literaturgeschichte ist sonach eine Zierde für jede Bibliothek, ein Prachtwerk, gleich ausgezeichnet durch den wertvollen Inhalt wie die prächtige Form.

## Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen Zweite Auflage

Von Otto von Leixner

Mit 375 Textabbildungen und 20 teilweise mehrfarbigen Beilagen  
In 40 Lieferungen zu je 40 Pf., od. in 2 Bänd. geb. je M. 8.—, geb. je M. 10.—

Ausgabe in einem Bande: Geb. M. 16.—; geb. M. 20.—

Umfassende Gründlichkeit, feines sicheres Urteil und glänzende Darstellung zeichnen auch dieses im Anschluß an die „Deutsche Literaturgeschichte“ erschienene Werk aus.

Beide Werke bilden zusammen die

**Geschichte der Literaturen aller Völker**

4 Bände. Preis elegant gebunden je M. 10.—

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

# JAPAN

Das Land der  
aufgehenden Sonne  
einft und jetzt

Nach seinen Reisen und Studien gezeichnet von

Zweite Auflage

**Dr. Joseph Lauterer**

Zweite Auflage

Mit 108 Abbildungen nach japanischen Originalen  
sowie nach photographischen Naturaufnahmen

**Gebeftet M. 7.—**

**Elegant gebunden M. 8.50**

Das vorliegende Werk ist vorzüglich geeignet, über die japanischen Verhältnisse zu unterrichten und dem Leser ein eigenes und selbständiges Urteil zu verschaffen. In fesselnder Weise und nach eigener auf mehrjährigen Reisen durch ganz Japan gewonnener Anschauung entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild des Landes mit seinen Städten und seinen unvergleichlichen landschaftlichen Schönheiten. Er schildert den Bodenreichtum Japans, seine Tier- und Pflanzenwelt, die geographischen und klimatischen Verhältnisse, insbesondere aber seine Bewohner in ihren eigenartigen Sitten und in ihrer ganzen Lebensweise.

Besonders hervorzuheben sind die dem Werke beigegebenen vorzüglich ausgeführten Illustrationen, welche mit Sachkunde und Sorgfalt ausgewählt wurden. Zahlreiche **photographische Naturaufnahmen führen uns mitten in das volle Leben und Treiben des japanischen Volkes hinein.**

---

# KOREA

Das Land des  
Morgenrots

Nach seinen Reisen gezeichnet von

**Angus Hamilton**

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

Mit 110 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen sowie einer Karte des Kriegsschauplatzes in Ostasien.

**Gebeftet M. 7.—**

**Elegant gebunden M. 8.50**

Ein gediegenes und dabei volkstümliches Buch über dieses von der Natur reich begünstigte, jetzt so heiß umstrittene und viel besprochene, aber noch so wenig gekannte Land wird jetzt besonders willkommen sein. — Der Verfasser entrollt in klarer anschaulicher Schilderung vor dem Leser ein getreues und lebensvolles Bild jenes Landes, das erst in neuerer Zeit dem Welthandel erschlossen und der zivilisierten Welt näher gebracht worden ist. Der kaiserliche Hof, Land und Leute, Handel und Verkehr sowie das ganze eigenartige Milieu sind so einfach und lebenswahr gezeichnet, daß der Leser mit den Sitten und dem Kulturleben der Koreaner rasch vertraut wird. — Die beigegebenen zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Abbildungen vermitteln in ausgezeichneter Weise die Anschauung.

---

**Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH**